

Kurze Zusammenfassung des Profils des Graduiertenkollegs „Das Reale in der Kultur der Moderne“ (Förderphase 1)

Die kulturwissenschaftliche Debatte der letzten Jahrzehnte war auf Effekte der Selbstreferenz von Texten, Sprache und kulturellen Symbolisierungen gerichtet. Es ging vor allem darum, die gesellschaftliche und geschichtliche Bedingtheit von Zeichenprozessen und der sich daraus ergebenden Objektkonstitutionen vor Augen zu führen. Diese Akzentsetzung, die sich unter den Sammelbegriff ‚Konstruktivismus‘ fassen lässt, fordert ihren Preis. Sie lässt die Dimension der Fremdreferenz von Zeichensystemen in den Hintergrund treten, erzeugt eine gewisse Verlegenheit, was die Frage nach dem Realen unabhängig von der jeweiligen kulturellen Symbolwelt betrifft, und läuft dadurch Gefahr, den epistemischen Graben zwischen sciences und humanities zu vertiefen.

Bei genauerem Hinsehen handelt es sich hier indessen nicht um ein spezifisch postmodernes Dilemma, sondern um einen Zwiespalt, der die gesamte Moderne begleitet und zudem wesentlich ältere Wurzeln hat. Es bildet geradezu die Signatur der Moderne, dass sie ihren großen Erfolgen in der Praxis eine tiefe Skepsis hinsichtlich der Erkennbarkeit der ‚Dinge an sich‘ und der Zugänglichkeit der Natur durch den Menschen entgegenstellt. Die kulturellen Selbstdiagnosen der Moderne werden von einem Narrativ dominiert, das einerseits von der wachsenden Autonomie des Subjekts und der Kultur als selbstgeschaffener menschlicher Bedeutungswelt Zeugnis gibt, andererseits aber in seinem pessimistischen Gegensinn eine (oft literarisch ausgestaltete) Geschichte vom Verlust der Referenz, vom Verfall der Nähe zu den Dingen und von der Entwirklichung der Erfahrung erzählt.

Dieses gesplante Narrativ prägt auch den Begriff des Realen in der Moderne, das kaum anders als paradox zu haben ist: als etwas, das sich im Prozess seiner Aneignung entzieht, das zur Symbolisierung und Repräsentation drängt, aber durch beide immer zugleich verstellt wird – sowohl Matrix als auch Hindernis kultureller Bedeutungsproduktion.

Das geplante Graduiertenkolleg geht von einem kultursemiotischen Ansatz aus der Frage nach, wie kulturelle Fremdreferenz organisiert ist und wie sie auch und gerade in ihren Paradoxien funktioniert. Es soll ‚Schauplätze des Realen‘, seiner begrifflichen Fassung und metaphorischen Modellierung aufsuchen – epistemologisch, wissenschaftstheoretisch, wahrnehmungsgeschichtlich, ästhetisch und literarisch. Es bietet Doktoranden Anschluss an die kulturwissenschaftliche Grundlagenforschung in Konstanz und ist zudem in einen bereits existierenden internationalen Forschungsverbund eingebettet.

Short Overview

Over recent decades, debates in cultural studies have focused on the effects of self-reference in texts, language, and cultural symbolization, the main concern here being to demonstrate the social and historical conditioning of semiotic processes and the resulting configuration of objects. This focus, which may be conceptualized as “constructivism,” comes at a price. First of all, it eclipses the object-reference dimension of semiotic systems. Second, it blurs the notion of a “reality” existing independently of the sphere of cultural symbols. And third, as a result it runs the risk of deepening the gulf between the sciences and humanities.

With a closer look, it becomes apparent that what is at work in “constructivism” is not a specifically postmodern dilemma, but a dichotomy that has accompanied modernity in its entirety and in fact has roots reaching even further back. For modernity’s signature is, precisely, a juxtaposition of its greatest success in practice with a deep-rooted skepticism regarding the perceptibility of “things in themselves” and human accessibility to nature. The cultural self-diagnoses of modernity are dominated by a narrative that, on the one hand, bears witness to the increasing autonomy of the self and to culture as a self-constructed, human realm of meaning; and, on the other hand,

in its pessimistic counter-sense tells a tale—often in literary form—of the loss of reference, of the decay of closeness to things, and of the de-realization of experience. This split narrative also stamps modernity's concept of the “real,” something that can hardly be grasped otherwise than paradoxically: as an entity withdrawing in the very process of its appropriation, pressing for symbolization and representation but always simultaneously obstructed by both. In short, the real is both the matrix of and obstacle to the cultural production of meaning.

Grounded in cultural semiotics, the planned graduate research program will explore the question of how cultural reference is organized, and how it functions precisely through its paradoxes. The program is meant to identify “sites of the real” and delineate their conceptual and metaphorical contents within the fields of epistemology, the history of science, cognitive history, aesthetics, and literature. The envisioned program will offer doctoral students an opportunity to participate in basic research in cultural studies being carried out at Constance and will be embedded in an existing international research network.

Forschungsprogramm des Graduiertenkollegs „Das Reale in der Kultur der Moderne“

Inhalt

- 1. Forschungsprogramm**
 - 1.1 Thematik und Methode**
 - 1.1.1 Zur epistemologischen Situation in den Kulturwissenschaften**
 - 1.1.2 Wahrheit und Wirklichkeit in der Wissenschaftsgeschichte**
 - 1.1.3 Das Problem der Referenz in der Moderne**
 - 1.1.4 Die Unvermeidlichkeit des Realen**
 - 1.1.5 Die Unterscheidung von Kultur und Natur**
 - 1.1.6 Metaphorologie: Widerstand, Einbruch, Mystik des Realen**
 - 1.1.7 Realismus, Materialität, Alltagsweltlichkeit**
 - 1.1.8 Das Problem des Realen in der Ökonomie**
 - 1.1.9 Kulturelle Organisation von Fremdreferenz**
 - 1.2 Forschungsfelder**
 - 1.2.1 Zulassung und Betreuung von Dissertationsprojekten**
 - 1.2.2 Das Reale als erkenntnistheoretisches Problem (T. Rosefeldt)**
 - 1.2.3 Das Reale in der Wissenschaftsgeschichte (B. Kleeberg)**
 - 1.2.4 Das Reale in der Kultursoziologie:
Quasi-Objekte, Artefakte, widerständige Körper (A. Reckwitz)**
 - 1.2.5 Das Reale als Lücke, Leerstelle, Riss (B. Giesen)**
 - 1.2.6 Das Reale als Trauma (A. Assmann)**
 - 1.2.7 Das Reale der Photographie (B. Stiegler)**
 - 1.2.8 Diskurse und Poetiken des Antifiktionalen in der Slavia (J. Murašov)**
 - 1.2.9 Mimesis, Krise der Referenz, Montage (J. Vogel)**
 - 1.2.10 Vom Realen erzählen (A. Koschorke)**

1. Forschungsprogramm

1.1 Thematik und Methode

1.1.1 Zur epistemologischen Situation in den Kulturwissenschaften

Die Theoriebildung in den Kulturwissenschaften und in benachbarten Fachdisziplinen hat in ein epistemologisches Dilemma geführt. Der linguistic turn und seine Nachfolgeformationen lenkten das Augenmerk auf die Zeichenprozesse, die in Kulturen wirksam sind. Das förderte die Einsicht in die sprachliche Verfasstheit von Wissensordnungen, den rhetorischen Charakter der Erzeugung von Evidenz, in die Eigengesetzlichkeit, ja Eigenmächtigkeit von Repräsentationen, Symbolsystemen oder Diskursen. Ansätze dieses Typs haben in den zurückliegenden Jahrzehnten die größte Forschungsdynamik auf sich gezogen, und im Hinblick darauf lässt sich ein common sense der verschiedenen kulturwissenschaftlichen Richtungen erkennen.

Die Akzentuierung der Signifikantenseite von kultureller und wissenschaftlicher Produktion führte aber dazu, dass deren Gegenstandsseite – also die Summe dessen, worauf sich Repräsentationen und Diskurse beziehen – aus dem Blickfeld der betreffenden Theorien heraustreten musste. Das ist nicht allein eine Frage selektiver Gewichtung, sondern liegt in der wechselseitigen Ausschließlichkeit beider Perspektiven begründet. Semiotische (auf Zeichen bezogene) und realistische (auf Dinge bezogene) Ansätze sind von einem bestimmten Punkt an miteinander unverträglich. Dass Wirklichkeit nicht vorgefunden, sondern durch Zeichen konstituiert wird, und dass diese Zeichen folglich keine einfache Abbildfunktion gegenüber den bezeichneten Dingen ausüben, bildet einen Generalnenner vor allem der poststrukturalistisch beeinflussten Reflexionen über Kultur. Bei allen Unterschieden gilt für Diskursanalyse, Dekonstruktion und konstruktivistische Ansätze gleichermaßen, dass sie eher die Struktur der Objekte von der Struktur des jeweiligen Bezeichnungssystems abhängig machen als umgekehrt.

Diese einseitige Akzentuierung der Aktivität des Bezeichnens stößt außerhalb und innerhalb der kulturwissenschaftlichen Debatte auf zunehmenden Widerstand. Entsprechende Unmutsäußerungen laufen häufig auf eine generelle Abrechnung mit der Postmoderne und ihrer verlorenen Bodenhaftung hinaus. Der exzessive Gebrauch des Schlagwortes ‚kulturelle Konstruktion‘ löst Gegenreaktionen von unterschiedlicher Schärfe aus. Manche Kritiker fordern eine grundlegende Revision des postmodernen Programms, indem sie etwa die „Rückkehr der Wahrheit“ proklamieren und, wie jüngst Paul Boghossian, dem Konstruktivismus seine absurden Konsequenzen vor Augen zu führen versuchen. Erkenntnistheoretisch geht das zumeist mit der Rehabilitation von Korrespondenztheorien der Wahrheit, wissenschaftspolitisch mit dem Appell an die Wiederherstellung professioneller Standards einher. (Man denke an Alan Sokal, dem es in seinem berühmten Hoax gelungen ist, den mathematisch-naturwissenschaftlichen Dilettantismus führender Poststrukturalisten zu blamieren.) Andere Stimmen räumen zwar ein, dass es gute Gründe für die Abkehr von einem erkenntnistheoretischen Abbildrealismus gebe, zeigen jedoch Unbehagen gegenüber der pauschalen Reduzierung von Tatsachen auf kulturelle Konstrukte. Sie wenden ein, dass auch eine sozial konstruierte Welt irgendein Realitätssubstrat brauche, wenn die Konstruktionen nicht vollkommen inhaltlos und willkürlich sein sollen. Andernfalls sei zwischen Ideologie und wissenschaftlicher Erkenntnis keine Unterscheidung mehr möglich. Diese Position eines gemäßigten Relativismus führt zu Kompromissvorschlägen derart, dass Tatsachen (facts) zwar ‚gemacht‘ (factum) seien, nicht aber ‚erfunden‘ (fictum). Sowohl in der Philosophie (Putnam, McDowell, Abel) als auch in der Wissenschaftstheorie (Hacking, Latour, Rheinberger) gibt es ein breites Spektrum von vermittelnden Ansätzen. Entsprechend häufen sich in der kulturwissenschaftlichen Debatte die Forderungen nach einer erneuerten Aufmerksamkeit auf Materialitäten, Dinge, Praktiken und lebensweltliche Evidenzen, kurz: nach einem Sinn für Realität. Schlagwortartig verkürzt, wagt der Methodenstreit entlang der Linie zwischen zwei Parteien, die man als Konstruktivisten und Realisten (oder Naturalisten) bezeichnen kann. Für die einen steht die Kulturdimension, für die anderen die Sachdimension der Erzeugung und Strukturierung von Wissen im Vordergrund. Das Problem besteht darin, dass sich beide Ansätze nicht ergänzen, son-

dern wechselseitig den Boden entziehen. Wer Vorgänge in der Natur als Fakten ansieht, die vom Menschen nicht beeinflusst werden können, wird den Verfahren ihrer kulturellen Symbolisierung nur ein Nebeninteresse einräumen. Wer dagegen die Evidenz von Naturgegebenheiten mit dem Argument anzweifelt, dass es sich dabei lediglich um einen Effekt innerhalb bestimmter Zeichenordnungen handle, wird die außersprachliche Referenz einer solchen Konstruktion in den Hintergrund treten lassen oder ganz suspendieren. Zwar ist die Rede von der fabrication of facts inzwischen gängige Münze in den Wissenschaftstheorien geworden; die Schwierigkeit liegt aber darin, dass die Berufung auf den einen Term – fabrication – die Bezugnahme auf den anderen Term – facts – undeutlich macht und umgekehrt. Es ist offenbar unmöglich, beide Seiten zugleich scharf zu stellen.

1.1.2 Wahrheit und Wirklichkeit in der Wissenschaftsgeschichte

In den science studies ist der Ausdruck fabrication of facts mit einer Richtung verbunden, die starke Impulse durch Thomas S. Kuhns ‚Structure of Scientific Revolutions‘ von 1962 erhielt. Kuhn seinerseits stützt sich auf Ludwik Flecks Pionierstudie ‚Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache‘ von 1935, in der die Abhängigkeit wissenschaftlicher Beobachtung und Theoriebildung von einem kollektiven „Denkstil“ herausgestellt wurde – genauer: von dem, was dieser jeweilige Denkstil dem Einzelnen in seiner Zeit wahrzunehmen und zu denken erlaubt. „Das Erkennen“, heißt es bei Fleck, „stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen.“ Als wahr und begründet erscheine, was unter vertrauten epistemischen Bedingungen erdacht wurde; Erzeugnissen fremder Denkkollektive würde dagegen regelmäßig ihr Realitätsgehalt aberkannt. Fleck entwickelt daraus die Forderung nach einer vergleichenden, nicht das jeweils eigene Wissenssystem normativ privilegiierenden Erkenntnistheorie. Auch bei Thomas Kuhn werden wissenschaftliche Umbrüche nicht dadurch verursacht, dass Theorien von ihren Gegenständen selbst widerlegt werden. Wissenschaftliches Denken findet ihm zufolge im Rahmen von Paradigmen statt, die unter normalen Umständen in der jeweiligen scientific community als unhintergebar erscheinen. „Wie bei politischen Revolutionen“, schreibt Kuhn, „gibt es auch bei der Wahl eines Paradigmas keine höhere Norm als die Billigung durch die jeweilige Gemeinschaft.“ Verschiedene Paradigmen seien miteinander inkommensurabel, was zur Folge habe, dass die Geschichte von Wissenschaft nicht als Kontinuum rationaler Argumentation beschrieben werden könne, sondern aus einer Abfolge von Umbrüchen bestehe. Es ist deshalb für Kuhn unmöglich, von wissenschaftlichem Fortschritt zu sprechen; ein Paradigmenwechsel führe nicht „näher an die Wahrheit heran“. Gleichwohl bleibt bei Kuhn der wissenschaftliche Bezug zum Realen ein treibendes Moment, ohne allerdings jemals ‚als solches‘ positive Gestalt anzunehmen. In die gleiche Richtung weisen neuere Ansätze innerhalb der konstruktivistischen Wissenschaftstheorie. So hat HansJörg Rheinberger im Anschluss an Fleck und Kuhn eine Wissenschaftstheorie entwickelt, die sich vor allem den materiellen Vorrichtungen der Laborwirklichkeit zuwendet. Rheinberger stützt sich auf den Begriff des „Experimentalsystems“ als der eigentlichen Arbeitseinheit naturwissenschaftlicher Forschung, in der Wissensobjekte und die technischen Bedingungen ihrer Hervorbringung unauflöslich miteinander verknüpft sind. Ein Experimentalsystem sei ein dynamisches Gebilde, in dem sogenannte „epistemische Dinge“ Gestalt annehmen können. Wissenschaftliche Innovation stellt sich dann als materieller Effekt eines Experimentalsystems ein, das auf die Erzeugung von Differenz ausgerichtet sein muss, um einen Raum für das Auftauchen unvorhersehbarer Ereignisse schaffen zu können. Im Anschluss an Derrida fasst Rheinberger experimentelle Forschung als einen Prozess auf, in dessen Verlauf Differenzen produziert werden, Spuren von etwas, das „nicht aufgeht“. Das Neue zeigt sich demnach immer nur an den Rändern oder in den Rissen des Symbolischen, das heißt als Störung in der symbolischen Ordnung (im Sinne Lacans). Das epistemische Ding habe

entsprechend den fragilen Status, „daß es in seiner experimentellen Präsenz in gewisser Weise abwesend ist, [...] es ist als Wissenschaftsobjekt überhaupt erst im Prozeß seiner materiellen Definition begriffen“.

Den Kern der Debatte um die konstruktivistische Wissenschaftstheorie bildet das Verhältnis von Sach und Sozialdimension. Nach Kuhns umstrittenem Begriff des wissenschaftlichen Paradigmas müssten alle wissenschaftlichen Objektbeschreibungen von den Gesetzmäßigkeiten sozialer Interaktion geprägt sein. Aber diese Annahme gilt, so lautet ein Schlichtungsversuch Ian Hackings, nur für einen bestimmten Gegenstandsbereich und ist deshalb auch nur für einen Teil der Wissenschaften relevant. „Die Klassifikationen der Sozialwissenschaften sind interaktiv. Die Klassifikationen und Begriffe der Naturwissenschaften sind es nicht.“ Was die Erforschung von Naturgesetzen angeht, so würden die jeweiligen kulturellen und historischen Umstände im Lauf der Zeit ausgewaschen „wie die Schlacke aus dem Erz“.

Nach einem solchen Modell erscheint die Sachdimension als Dimension reiner Wahrheit, die von gesellschaftlichen Kontingenzen letztlich nicht getrübt werden kann. Die Alternative zwischen konstruktivistischen und realistischen Ansätzen spitzt sich dann auf die Frage zu: Ist Wahrheit sozial oder außersozial? Teilt sie sich in einen sozialen und einen außersozialen Geltungsbereich? Präziser gefasst: Gibt es Zonen, in denen Wahrheit nur relativ zu kulturellen Vorverständigungen erfassbar ist, und andere Zonen, in denen die menschliche Erkenntnis gleichsam aus dem Gravitationsfeld der Kultur heraustritt und zu einer vollkommenen oder jedenfalls fortschreitenden Adäquation mit der Natur der Dinge gelangt? Aber falls sich eine solche Trennlinie ziehen lässt, was bestimmt ihren genauen Verlauf? Entlang welcher Grenze scheiden sich Selbst und Fremdreferenz der Kultur? Und vor allem: Welchen Charakter hat diese Unterscheidung selbst, wo ist sie beheimatet – in der Kultur oder in der Realität?

1.1.3 Das Problem der Referenz in der Moderne

Wie die Debatte in der Wissenschaftstheorie und Geschichtsschreibung zeigt, lässt sich die geschilderte epistemologische Verlegenheit nicht umstandslos auf ein Verfallssyndrom der Postmoderne zurückrechnen. Dagegen spricht schon die Tatsache, dass sie sich auf Theorietraditionen erstreckt, denen man nicht nur aus Gründen der Chronologie keine Zugehörigkeit zu Poststrukturalismus & Postmoderne wird nachsagen können. So ist das Problem der Referenz spätestens seit Quine eines der großen Themen der analytischen Philosophie. Auch die linguistische Semiotik ist hier zu nennen, die – wenn man Umberto Eco's Résumé zugrunde legen darf – beträchtlichen Ärger mit dem „fatalen Referenten“ in der Zeichentheorie hat und große Anstrengungen unternimmt, sich von seiner „bleiernen Last“ zu „befreien“.

Das deutet auf einen zweiten Grund hin, warum man die ‚Krise des Realen‘ nicht allein den Erkenntnistheorien der Postmoderne anlasten darf. Denn fast alle theoretischen Entwicklungen, die in diesem Zusammenhang zu diskutieren sind, haben ihre Wurzeln in der Moderne selbst. Nicht umsonst sagt diese Epoche von sich, ein Zeitalter metaphysischer Erschütterungen zu sein, die alle früheren Grundsicherheiten in Bezug auf die Stellung des Menschen in der Welt zweifelhaft machen. Die Postmoderne wäre dann nur der vorläufig letzte in einer Serie von epistemischen Brüchen, wie sie sich vor allem mit den Epochenschwellen um 1800 (Kant) und 1900 (Nietzsche, Freud, Saussure) verbinden.

Das Problem der Referenz, das allen Methoden anhaftet, die derzeit in den Kulturwissenschaften erfolgreich sind, bildet unter dem Gesichtspunkt der *longue durée* nur eine Nachfolgeformation der Kantischen Frage, wie man von den raumzeitlichen Erscheinungen auf das Ding an sich zurückschließen kann. Es handelt sich also gleichsam um eine Erblast der Transzendentalphilosophie, nur mit dem Unterschied, dass das Kantische Apriori (etwa in der Begründung der Geisteswissenschaften durch Dilthey) in die geschichtlich-gesellschaftliche Welt ‚umgeklappt‘ wird. Die

Bedingung der Möglichkeit des Erkennens wird dann nicht mehr in den Verstandeskategorien als solchen, sondern in den historischen und diskursiven Prädispositionen des Wissens, in den Gesetzen der Signifikation und kulturellen Symbolisierung lokalisiert.

1.1.4 Die Unvermeidlichkeit des Realen

Dieser nur ganz rudimentäre philosophiegeschichtliche Abriss über das Erkenntnisproblem veranschaulicht, welchen schweren Stand das Reale in der Epistemologie der Moderne hat. Fast könnte man sagen, die Erkenntnistheorien hätten dafür eigentlich keine Verwendung; sie sicherten sich ihre innere Stimmigkeit und Kohärenz gerade auf Kosten ihres Bezugs auf eine verbürgte äußere Realität, jedenfalls durch den Ausschluss einer Geste, die von der jeweiligen Theorie her sozusagen vertikal auf die ‚gemeinte Wirklichkeit‘ durchstechen will. Das hängt mit der oft diskutierten wechselseitigen Irreduzibilität von Konsistenz und Korrespondenztheorien der Wahrheit zusammen; Argumente der einen Theorie sind in der anderen schwer verwendbar und vice versa. Nur um den Preis einer oft begangenen, aber selten explizit gemachten methodologischen ‚Unsauberkeit‘ werden darum ein Semiotiker, ein Beobachter von Sprachspielen, ein Diskursanalytiker, ein (De)Konstruktivist, ein Diagnostiker medialer Simulakren aus der durch Zeichenverknüpfungen geschaffenen Welt gleichsam heraustreten und einen Standpunkt der Omnisizienz einnehmen wollen, von dem aus sie das, was kulturelle Zeichenordnungen tun, mit dem ‚wirklichen Sein‘ der Dinge außerhalb solcher Präfigurationen abgleichen. (Ausdruck dieser Verlegenheit ist nicht zuletzt der Gebrauch von Anführungszeichen, wenn vom Realen und von der Wahrheit die Rede ist.) Dennoch kommt keine dieser Methoden de facto ohne solche Akte der Übertretung des eigenen Geltungsbereichs aus – sie alle machen früher oder später einen Abstecher über den Grenzzaun der kulturellen Semiosis hinweg, weil sie sonst deren Effekte gar nicht kritisch beobachten könnten.

Fast jeder philosophische Lexikonartikel dokumentiert die Schwierigkeit, Konzepte des Realen zu handhaben. Sie liegt in den Ambiguitäten des Begriffs selbst begründet: ‚Das Reale‘ suggeriert, gerade in dieser Form der grammatikalischen Hypostase, etwas Eigentliches, Wesentliches und Grundlegendes, erscheint tatsächlich jedoch nur im Modus der Verweigerung und des Entzugs. ‚Das Reale‘ ist massive Präsenz, die nicht repräsentiert werden kann und in dem Maß entschwindet, indem man sie beschwört. Es liegt geradezu in der Definition des Realen, dass es nicht von den Vorstellungen erreicht wird, die man sich von ihm macht. In der Moderne, so ließe sich resümieren, ist die Realität epistemologisch unbewohnbar geworden. Mit den Worten des Anthropologen Marshall Sahlins: „reality is a nice place to visit (philosophically), but no one ever lived there“. Dieser Erfahrung können sich auch programmatische Gegenbewegungen, etwa die Literatur des Realismus, nicht entziehen, die – man denke an Adalbert Stifter – geradezu in den Gegensatz einer Derealisation der Sprache geraten. Die Realismus-Debatte im 19. Jahrhundert und ihre späteren Reprisen verdienen deshalb besondere Aufmerksamkeit.

So paradox es klingt: Das Reale stört als exzentrische Größe die Konsistenz der Sprach- und Erkenntnisssysteme, die sich um seine Bestimmung bemühen. Gleichwohl ist es niemals zu bannen. Regelmäßig taucht es nach dem Abklingen der Faszinationsphase eines neuen Paradigmas wieder auf. (Dieser Effekt scheint auch die derzeitigen Bilanzen der postmodernen Theoriebildung zu prägen.) Kaum hat man den Versuch einer Verankerung des Wissens in der Welt, wie sie ist, als naiven Naturalismus erkenntniskritisch desavouiert, kaum hat sich das Vokabular der Performanz kulturellen Symbolgebrauchs stilbildend durchgesetzt, kommt ein offenbar unausrottbares Bedürfnis zum Vorschein, doch auch der Abhängigkeit der Signifikanten von den bezeichneten Realitäten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und so könnte man das Reale als eine Art Wiedergänger porträtieren, der jeden symbolischen Tod übersteht – sei es durch den Idealismus, den

Symbolismus oder die Semiologien des 20. Jahrhunderts. Wie ein Kobold schaut es um die Ecke, sobald die Verdrängungsenergien des jeweiligen Paradigmas erlahmen.

1.1.5 Die Unterscheidung von Kultur und Natur

Es kann nicht Aufgabe des beantragten Forschungsverbands sein, das Problem der Wirklichkeitsreferenz in den Erkenntnis und Zeichentheorien der Moderne einer philosophischen Lösung zuzuführen. Dies wäre ein vermessener Vorsatz, und ein unmöglicher dazu. Ohnehin versteht sich das hier vorgestellte Forschungsprogramm nicht als philosophisches oder philosophiegeschichtliches Unternehmen. Es soll von aktuellen Problemen in der kulturwissenschaftlichen Theoriebildung aus Grenzbedingungen der kulturellen Semiosis der Moderne erkunden. Methodisch liegt der Akzent dabei auf einer aus der Konstanzer Tradition der Allgemeinen Literaturwissenschaft heraus entwickelten Kulturtheorie.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist das Erstaunen darüber, dass eine in der technisch-naturwissenschaftlichen Durchdringung und Umgestaltung der Wirklichkeit so ungeheuer erfolgreiche Epoche wie die Moderne in ihrer Epistemologie zugleich so ‚realitätsfremd‘ verfährt. Es ergibt sich also das Paradox, dass diese Epoche anscheinend außer Stande ist, ihre eigene Pragmatik erkenntnistheoretisch zu spiegeln und zu rechtfertigen. Während sie die Erdoberfläche in nie dagewesenem Ausmaß technisch verändert, während sie Atome spaltet und genetisch veränderte Lebewesen erzeugt, stellt sie sich in einem Paralleluniversum innerhalb der gleichen Kultur unter das Vorzeichen eines tiefen Skeptizismus, gibt sich überzeugt von der Unmöglichkeit objektiver Erkenntnis und einer fortschreitenden Entwirklichung der Erfahrungswelt. Das Paradox gewinnt an Schärfe, wenn man bedenkt, dass der wissenschaftlich/technische take off der Moderne sich derselben ideellen Konstellation verdankt wie die negative Diagnose, die sie sich hinsichtlich ihres Realitätsbezugs gibt. Beiden liegt ja die Idee eines sich die Welt aneignenden und daher schon im Erkenntnisakt tätigen Subjekts zugrunde. Die Spontaneität des Erkenntnissubjekts (im philosophischen Sinn des 18. Jahrhunderts) vermindert aber den Spielraum für seine Rezeptivität; es wird zusehends schwierig und unplausibel, das sich als autonom konstituierende Subjekt seiner empfangenden Seite nach in einen vorgängigen Weltbezug einzubetten. Dieser Zwiespalt in der Bestimmung der Subjektposition überträgt sich später auf die kulturelle Zeichenordnung als – kollektiviertes und anonymes – Organon des menschlichen Weltbezugs. Denn auf ganz ähnliche Weise befindet sich die Performanz symbolischer Ordnungen in einem Widerstreit mit der alten Vorstellung, dass das Zeichen lediglich ein passiver ‚Abdruck‘ einer vorgängigen Sache ist. (Überhaupt scheint es sich hier um Neuaufgaben des Gegensatzes zwischen poiesis und mimesis in der abendländischen Kunstdebatte zu handeln.) In beiden Fällen zeigt sich das Paradoxon der Moderne als einer Epoche, die des Wirklichen nur habhaft wird, indem sie es sich aneignet, verändert und gerade dadurch notwendigerweise verkennt.

Es liegt nahe, die Abspaltung des Zeichen vom Sachbezug auf den great divide zwischen Kultur und Natur zurückzuführen, der ja auch ein Produkt der Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften ist. Infolgedessen würde sich das Feld der Erkenntnis entlang einer Linie zwischen Natur und Kulturreferenz teilen. Naturwissenschaftliches Erklären hätte sich einem harten Test in Bezug auf die Realität ‚draußen‘ zu stellen; geisteswissenschaftliches Verstehen (gemäß der von Dilthey getroffenen Unterscheidung) würde historischen und sozialen Prämissen innerhalb der vom Menschen geschaffenen Bedeutungswelt unterstehen. Man hätte es dann letztlich mit zwei Arten von Wahrheit, einer an Naturtatsachen orientierten und einer sozialen Wahrheit, mit ‚harter‘ faktographischer Wissenschaft auf der einen und ‚weicher‘ Hermeneutik auf der anderen Seite zu tun.

Bei genauem Hinsehen aber ist die Trennlinie zwischen Natur und Kultur nicht so sauber zu ziehen. Das betrifft zum einen die Verteilung von ‚Theoriemilieus‘, die sich, wie die Verbreitung konstruktivistischer Ansätze in der Kognitionsbiologie und in der Hirnforschung zeigen, nicht einfach entlang einer Polarität zwischen Natur und Kultursphäre sortieren. Doch gibt es einen zweiten und noch gewichtigeren Einwand gegen eine Festschreibung des Binarismus von Natur und Kultur. Wenn man ‚Natur‘ als den Bereich dessen definiert, was vor und außerhalb kultureller Gestaltbarkeit liegt, dann ergibt sich eine analoge Grenzdynamik wie in Hinsicht auf das Reale. (Beide Ausdrücke, die Natur und das Reale, haben ja ohnehin eine gemeinsame Schnittmenge, in der sie mehr oder minder synonym verwendet werden.) Schon eine flüchtige Übersicht über die verschiedenen Fassungen, die der Begriff ‚Natur‘ in seinem doppelten Ursprung aus der griechischen *physis* und der lateinischen *natura* erhalten hat, legt die Auffassung nahe, dass ‚Natur‘ keine Essenz, sondern die Ausgeburt einer kulturellen Imagination bildet, die den jeweiligen historischen, technischen, ideellen und sogar politischen Bedingungen unterliegt. Aber gegen dieses kulturalistische Argument würden ‚Naturalisten‘ anführen, dass es auf jeder Stufe der Begriffsgeschichte von ‚Natur‘ um etwas geht, das sich außerhalb der Reichweite kultureller Verfügung befindet. So würde sich also die betreffende Dichotomie auf jeder Stufe erneuern; man könnte dies wieder auf den paradoxen Befund hin zuspitzen, dass Gesellschaften in ihrem Begriff von ‚Natur‘ symbolischen Zugang zu etwas suchen, was qua definitionem unzugänglich, der kulturellen Gestaltung vorgeschichtet und letztlich kulturell unverfügbar ist. Im Begriff ‚Natur‘ tritt also das Paradox einer symbolischen Verfügbarmachung des Unverfügbaren zutage. Wenn man in diesem Zusammenhang nicht ontologisch, sondern kulturesemiotisch argumentiert, kann die Frage, ob es dieses Unverfügbare ‚gibt‘ und wie sich wissen lässt, dass es ‚da draußen‘ ist, unentschieden bleiben. Man kann sich stattdessen auf die Beobachtung konzentrieren, wie die Unterscheidung Natur/Kultur prozessiert wird beziehungsweise wie sie ihre Widersprüche und Paradoxien austrägt und welchen Grenzverlauf sie unter unterschiedlichen diskursiven Bedingungen nimmt. Das ist mindestens ebenso eine Frage der sozialen Alltagspraxis wie ein Problem für Erkenntnispezialisten, denn die beständige Neubestimmung des Grenzverlaufs zwischen Natur und Kultur greift tief in die Organisation von Gesellschaften ein. Menschliche Gesellschaften sind ja selbst, wenn man so will, ein Hybrid aus Natur und Kultur – schon allein deshalb, weil sie trotz aller künstlichen Regulative auf dem Fundament sexueller Reproduktion beruhen. Was dabei als natürliches, unverrückbares Faktum gilt und was kulturellen Klassifikationen zuschreibbar ist, lässt sich nicht ein für alle Male vorab entscheiden, sondern ist Effekt von permanenten Aushandlungsprozessen. Dabei bilden Verwandtschaftstermini sozusagen die Relais innerhalb der Natur/Kultur-Dichotomie: Abstammung, Erbschaft, Ehe, Familie sowie daraus abgeleitete Konzepte, z.B. Generation, sind hochgradig voraussetzungsreiche kulturelle Konstrukte, die jedoch – jedenfalls ihrem Selbstverständnis nach – dazu dienen, natürliche Bezüge zu ratifizieren. Insofern besteht ihre Funktion weniger in der Grenzziehung als im Austausch zwischen den epistemischen Regimen ‚Natur‘ und ‚Kultur‘. Es sind Orte, wo die kulturelle Semiose auf etwas von ihr Unabhängiges und Unverfügbares trifft – oder, anders betrachtet, wo das kulturelle Zeichensystem Dinge als unverfügbar externalisiert und damit dem Zugriff der menschlichen Willkür entzieht. Denn wie sich an der Karriere von Konzepten wie Rasse, Ethnie, Nation oder überhaupt an der Bestimmung von ‚Leben‘ ablesen lässt, ist es eine vordringlich politische Frage, was als ‚Natur‘ und damit als unvordenklich festgeschrieben und was der freien kulturellen Aushandlung anheimgestellt wird.

Solche Prozesse sind sinnvollerweise nur im Rahmen einer kulturesemiotischen Feldtheorie zu behandeln, die sich nicht darauf beschränkt, binäre Oppositionen ihrerseits mit binären begrifflichen Mitteln zu bearbeiten. Statt dem Imperativ ‚Natur!‘ den Imperativ ‚kulturelle Konstruktion!‘ entgegenzustellen (oder umgekehrt), wären vielmehr Prozesse der Naturalisierung und der Entnaturalisierung zu beobachten, die in ihrer Summe die Konsistenz der sozialen Wirklichkeit bilden.

Immer steht hier das Reale zur Disposition, und immer zeigt es sich in zwei inkommensurablen Perspektiven: einerseits als ein Substrat, auf das die kulturelle Semiosis nicht zugreifen und das sie nicht manipulieren kann oder darf; andererseits als Effekt von kulturellen Strategien der Verifikation, der Authentifizierung, der Externalisierung, der Verdinglichung, der kollektiven Beglaubigung und der kunstfertigen Herstellung von Evidenz.

1.1.6 Metaphorologie: Widerstand, Einbruch, Mystik des Realen

Das Reale stellt in der Moderne eine Grenzfigur dar, die weder ganz innerhalb noch ganz außerhalb der symbolischen Ordnung beheimatet ist. Diese Situation prägt auch die Metaphern, in denen es zum Ausdruck kommt – jedenfalls immer dann, wenn es sich nicht in seiner alltagsweltlichen Normalität, sondern als problematische Größe und als Generator von Unsicherheit einerseits, emphatischer Erfahrung andererseits zeigt. Die betreffenden Metaphern lassen sich grob in zwei Sorten einteilen. Defensiv: Das Reale bildet einen unauflösbaren Rest jeder begrifflichen Ordnung; es ist undarstellbar, unsagbar, nicht fixierbar; es entzieht sich oder bildet lediglich eine Differenz oder Spur; es widersteht. Aggressiv: Das Reale macht als Störung, Zusammenbruch, Katastrophe auf sich aufmerksam. In diesem Fall bricht es ein. Man muss also den Bild und Assoziationsraum ausloten, der durch den merkwürdigen sprachlichen Ausdruck vom Einbruch des Realen entsteht, und sich fragen, woher, in was, wann, unter welchen Umständen, mit welchen Wirkungen ‚das Reale einbricht‘. Diese Fragen sollen auf verschiedenen Feldern moderner Kultur bearbeitet werden. Ein für die Analyse besonders ergiebiger Schauplatz solcher ‚Einbrüche‘ und ihrer phänomenologischen Ausgangsvoraussetzungen sind Literatur, Kunst und Film. Zu klären ist, seit wann die Metapher vom Einbruch des Realen überhaupt möglich ist und wo sie Verbreitung gewinnt. Die Hypothese liegt nahe, dass das einbrechende Reale ältere Phänomenologien des Ein und Zusammenbruchs beerbt. Das betrifft zum einen den Komplex der religiösen Erfahrung, denn das einbrechende Reale hat, zumindest formal, ähnliche Eigenschaften wie das einbrechende Numinose in Momenten der Epiphanie. Zum zweiten ist die Erhabenheitsästhetik des 18. Jahrhunderts zu nennen, die sich im Hinblick auf Raum, Landschaft oder Naturgewalten um einen Moment der kognitiven Überwältigung und des Realitätsschocks konfiguriert. Drittens schließlich kann das Reale die Form des gespenstischen Schreckens annehmen, wie er in der gothic novel und in der phantastischen Literatur ausgestaltet wird. Das legt die Vermutung nahe, dass der Einbruch des Realen in der Moderne den Einbruch des Imaginären ablöst. Das obskure Reale in der Art, wie es hier verstanden ist, stünde dann am Ende eines Prozesses, in dem jenes Agens, das in die befestigte kognitive und symbolische Ordnung hineinstürzt, zunehmend gesichts- und gestaltloser wird und sich schließlich in eine Chiffre des Unvorstellbaren verwandelt. Aus dem artikulierten Anderen der kulturellen Semiosis wäre das Andere der Artikulation schlechthin geworden.

Der ‚Einbruch des Realen‘ trägt sich nicht mehr zwischen zwei Räumen oder Ordnungen zu, sondern ereignet sich an der Schwelle zwischen Artikulation und Desartikulation: als Einfall einer Kraft, die den Bezirk der kulturellen Gestaltung und Artikulation überschwemmt, als Überflutetwerden der diskreten Zeichenordnung von Bildern – mitsamt den ikonoklastischen Energien, die sich darin manifestieren – oder umgekehrt als Auflösung von Artikulation in pures Rauschen. Zur Phänomenologie des Realen gehören nicht umsonst Finsternisse ebenso wie alles überstrahlende Lichtfluten oder Geräuschmassen, die keinerlei Unterscheidung und Grenzziehung mehr erlauben. Wenn das Reale solcherart den Zusammenbruch von Artikulation markiert, dann bildet es den psychotischen Saum der sprachlichen Ordnung, in dem Nicht-Kommunikation und All-Kommunikation ineinander überfließen. Das Schwellengeschehen, das der hier zu behandelnden Metapher inhärent ist, erlaubt eine Typologie prekärer Örtlichkeiten, die sich dem einbrechenden Realen in ästhetischen Settings als Bühne anbieten. Es sind Wildnisgrenzen und Wald-

ränder; es sind Wände, Fenster und Vorhänge – all jene Öffnungen in der Übergangszone zwischen Heimischem und Unheimlichkeit, wie man sie nicht erst seit dem Hollywood-Kino, sondern schon aus vielen Romanen und Theaterstücken der europäischen Tradition kennt. Auch zeitlich ist die ‚Szene des Realen‘ als Schwelle markiert: sie markiert den dramatischen Moment der Anagnorisis beziehungsweise Peripetie, geprägt durch Umschlag und Plötzlichkeit – einen Moment, der sich niemals ganz in den linearen Handlungsverlauf einfügt, sondern exzentrisch und bis zu einem gewissen Grad unkontrollierbar bleibt. In diesem Zusammenhang scheint es lohnend, auch auf den jeweiligen Hintergrund der Szene zu achten: auf Elemente von Ahnung, Verdacht und Erwartung, auf Vorkehrungen und Vermeidungen und all die ‚normalen‘ Vorgänge, die sich backstage zutragen, aber schon in das Licht eines drohenden ‚Ausnahmestands‘ des Realen gerückt sind. Eine ähnliche Schwellengrammatik, wenn auch mit einer anderen Akzentuierung, scheint den weiten und zerstreuten Bereich dessen zu organisieren, was man die Mystik des Realen in der Moderne nennen könnte: die Beschwörung von Kategorien der Fülle und Tiefe, von denen die diskrete Dingwelt nur eine Art Oberflächenreflex oder ontologisch verminderter Endprodukt bildet (Trieb, Kraft, Leben, Sein), oder umgekehrt das Sich-Ausliefern an die Sphäre des Scheins (Nietzsche) und an die Geheimnishaftigkeit der Phänomene (etwa bei den Impressionisten). Mit der Wendung hin zu einer amimetischen Sprache in der Dichtung seit Mallarmé, mit der Abkehr von der gegenständlichen Malerei vollzieht die moderne Kunst zur gleichen Zeit einen radikalen Bruch mit der Referenzfunktion der Zeichen. Die Programme der Avantgarden denunzieren das herkömmliche Prinzip der Mimesis als Bindung an eine falsche und verdinglichende Oberfläche – um einer nur sprachlich evozierbaren, ja überhaupt nur in der Sprache zu gewärtigenden ‚Seinsdichte‘ willen. Sie zielen auf die Erzeugung einer Bild und Sprachschicht, die in sich hinein, nicht über sich hinausweist. Das Sein hinter der Sprache, so ließe sich diese Transformation vielleicht beschreiben, löst sich im Sein der Sprache auf. Diese Auflistung von ästhetischen Verfahren, mit dem Problem des Realen in der Moderne umzugehen, ließe sich durch viele andere Belege ergänzen. In allen Fällen ist das Reale durch die Unmöglichkeit einer adäquaten und erschöpfenden Symbolisierung geprägt. Aber noch die Darstellung des Undarstellbaren gehört – durch den Genitiv, der eine grammatikalische Brücke ins Ungewisse schlägt – zur kulturellen Semiose. Und so behält das Reale als Entzogenes, als mystischer Grund oder technisch als Quelle von Widerstand eine zwar liminale, aber nicht zu tilgende Existenz. Es befindet sich gleichzeitig innerhalb und außerhalb der epistemischen Ordnung und der Reichweite ihrer Darstellbarkeit; es sorgt für Unordnung, motiviert aber andererseits Aufrufe zum retour à l’ordre gegenüber der entfesselten Selbstbezüglichkeit des menschlichen Denkens, Sprechens und Welt-Gestaltens; und so dunkel seine Bestimmung bleibt, wird es doch immer wieder zum verbürgenden Grund einer Welt erklärt, die sonst zerfallen würde.

1.1.7 Realismus, Materialität, Alltagsweltlichkeit

Das Panorama der Möglichkeiten wäre indessen nicht vollständig beschrieben, würden nicht im Gegenzug auch diejenigen Modelle berücksichtigt, die das Reale ausdrücklich im Bereich des alltäglichen Lebens und der Gewöhnlichkeit lokalisieren. Die realistische Kunst und Literaturprogramme des 19. Jahrhunderts begegnen der Pathosfigur des ‚Einbruchs‘ mit der Akzentverschiebung auf eine innerweltliche Realität. Der Dramatisierung unverfügbarer und undarstellbarer Kräfte antwortet hier die ‚Prosa der Verhältnisse‘, die das Reale nicht als Epiphanie oder als Katastrophe, sondern als einen Zustand der Entzauberung fasst. Eine solche Verlagerung könnte vor allem in ihren stilistischen Konsequenzen ausgemacht werden: so wenn die durch das *genus grande* geprägte Rhetorik der Erhabenheit durch das *genus medium* realistischer Prosa abgelöst wird. In diesem Zusammenhang wird den Strategien der Verkleinerung, der Ernüchterung, der Bescheidung, der Verwissenschaftlichung und der Institutionalisierung nachzugehen sein, die der

Abwehr oder auch der Ironisierung überkommener Transzendenzvorstellungen dienen. Über den Impressionismus führen von hier aus Wege zu den phänomenologischen Traditionen des 20. Jahrhunderts. Eine ganz andere Ausprägung von ‚Realismus‘ stellen künstlerische Verfahren wie die Montage dar, die Wirklichkeitsfragmente in das ästhetische Zeichenhandeln einbeziehen. Wenn sich hier von einem ‚Einbruch des Realen‘ sprechen lässt, dann besteht er darin, herkömmliche ästhetische Vermeidungsgebote zu übertreten und die Geschlossenheit des künstlerischen Artefakts gleichsam durch Kontamination mit dem Rohmaterial der Kunstproduktion zu zerstören. Ins Positive gewendet: Darin, dass neue Medien wie Fotografie und Film „Natur im Rohzustand“ enthielten und sich „rühmen“ dürften, „ihr Rohmaterial nicht gänzlich zu verzehren“, liegt nach Siegfried Kracauer ihr Beitrag zur „Errettung der äußeren Wirklichkeit“.

1.1.8 Das Problem des Realen in der Ökonomie

Unerwartete (und unerwünschte) Aktualität hat der in seinen Grundzügen im ersten Halbjahr 2008 entworfene Antrag durch die aktuelle Finanzkrise erhalten. Die drohende Gefahr eines Zusammenbruchs des Weltwirtschaftssystems schlägt nicht nur die Wirtschaftsexperten, sondern auch die Kulturwissenschaftler mit Sprachlosigkeit; beide finden sich auf ihre Weise einer Dynamik gegenüber, für die sie keine brauchbaren Beschreibungsmodelle aufbieten können. In einem ersten Reflex könnte man versucht sein, den Einfluss kultureller Faktoren auf die Funktionsfähigkeit und das Wohlergehen von Gesellschaften erheblich zu relativieren und sich wieder auf den harten Boden der wirtschaftlichen Tatsachen zu stellen. Indessen lassen sich Zweifel daran anbringen, ob ein Phänomen wie die Finanzkrise sich dazu eignet, etwa die marxistische Unterscheidung zwischen ökonomischer Basis und kulturell-ideologischem Überbau zu reaktivieren. Denn offenkundig hat man es nicht mit einer Krise der ökonomischen Basis im klassischen Sinn zu tun. Vielmehr ist es auch im ökonomischen Diskurs üblich geworden, zwischen dem System weitgehend virtueller finanzieller Transaktionen und einer sogenannten ‚Realwirtschaft‘, in der wirkliche Güter produziert werden, zu unterscheiden. Dann wäre die Finanzwirtschaft selbst so etwas wie ein sich verselbständigendes Überbauphänomen. Auf diese Weise ist eine doppeldeutige Semantik entstanden, deren innerer Widerspruch selten notiert oder gar aufgelöst wird: Einerseits erscheint der Finanzcrash, ausgelöst durch den Zusammenbruch der Immobilienspekulation in den USA und anderen Ländern, wie ein ‚Einbruch des Realen‘ in die mehr oder weniger prosperierende Normalität der Industriegesellschaften. Andererseits ist unübersehbar geworden, in welchem Ausmaß sich die globalen Finanzmärkte – spätestens nach der Abschaffung des Goldstandards 1971 und begünstigt durch eine weitgehende Deregulierung des Kreditwesens, dessen Sicherheit seit langem nicht mehr auf materieller Deckung von Krediten beruht – an rein fiktiven Größen und Mechanismen des Vertrauens, der Erwartung und Erwartungserwartung ausrichten und wie sehr sie sich von herkömmlichen Vorstellungen von ‚Realität‘ entfernt haben. So müsste man also eher von einem ‚Einbruch des Irrealen‘ sprechen. Entsprechend nimmt in der kollektiven Phantasie die seit September 2008 beobachtbare Kettenreaktion, in deren Folge schwindelerregende Vermögenswerte verdampfen und auch die Größenordnungen verantwortlichen politischen Handelns auf unvorstellbare Weise verschoben werden, gespensterhafte Züge an; sie ist, so scheint es, adäquat nur mit den Darstellungsmitteln des Surrealismus oder des Horrorkinos zu erfassen.

Ein verbreitetes Reaktionsmuster darauf besteht in dem Versuch, Wirklichkeitsmaßstäbe neu zu justieren. Die Rede von der ‚Realwirtschaft‘ ist Teil einer Bemühung, den virtuellen, ort und subjektlosen Geldströmen als normative Gegenwart ein juste milieu mittelständisch geprägten Wirtschaftens entgegenzusetzen, in dem wirkliche Güter geschaffen werden und persönliche Akteure für ihr Handeln verantwortlich zeichnen. Im Umkehrschluss wird dann auch die Schuld an der Finanzkrise repersonalisiert und etwa der individuellen Gier der beteiligten Banker angelastet.

Solche Spaltungen, die zugleich eine moralische und eine Wirklichkeitsnorm wiederherstellen sollen, sind Teil eines typischen Reaktionsmusters auf Systemzusammenbrüche. Indem sie die Möglichkeit bieten, zwischen ‚gutem‘ und ‚schlechtem‘ Wirtschaften zu unterscheiden, exkulpieren sie nicht nur das System (in diesem Fall: den Kapitalismus) als solches, sondern bauen auch eine möglicherweise tiefere Verunsicherung darüber ab, was überhaupt noch als ‚wirklich‘ zu gelten habe. Deshalb wird in der kulturellen Krisensemantik die Unterscheidung gut/böse häufig durch Differenzen vom Typ echt/unecht, lebendig/leiblos, menschlich/gespenstisch überlagert und intensiviert. Es wird lohnend sein, literarische Auseinandersetzungen mit neuen Formen der Geldwirtschaft, insbesondere mit Börsenkrähen, unter diesem Gesichtspunkt zu analysieren. Romane wie Gustav Freytags *Soll und Haben* oder Gottfried Kellers *Martin Salander* geben Aufschluss darüber, dass die unsichere ontologische Beschaffenheit von Geld auch das poetologische Programm des Realismus – der ja die vorherrschende Kunstrichtung in der Ära des Hochkapitalismus war – in Frage stellt. Sie experimentieren dabei mit Ausgrenzungsschemata, die im 20. Jahrhundert radikalisiert wurden: etwa in der Unterscheidung zwischen ‚schaffendem‘ und ‚raf-fendem‘ Kapital und deren antisemitischer Ausmünzung. Spätestens hier wird erkennbar, welche eminenten politischen Folgen sich daraus ergeben, dass im kulturellen Diskurs die Verhandlung von Wirtschaftsregimen mit der Verhandlung von Seinsregimen einhergeht. Der Themenkomplex ‚Das Problem des Realen in der Ökonomie‘ soll in der ersten Phase des beantragten Graduiertenkollegs weiter erschlossen werden. Anknüpfungspunkte bilden sich durch bestehende Projekte im Exzellenzcluster sowie Vorarbeiten einzelner Mit Antragsteller. Eine Stärkung dieses Schwerpunkts ist durch die Einrichtung einer weiteren Cluster-Professur mit der Denomination Kulturen der Ökonomie zu erwarten.

1.1.9 Kulturelle Organisation von Fremdreferenz

Der methodologische Rahmen des geplanten Kollegs wird auf allgemeinstem Niveau von der Frage bestimmt, wie Kulturen ihren Wirklichkeitsbezug und damit ihre Fremdreferenz organisieren. Als Arbeitshypothese soll gelten, dass der uneinheitliche und widersprüchliche Status von Fremdreferenz in den kulturellen und wissenschaftlichen Selbstbeschreibungen der Moderne ein Moment ihres komplexen Funktionierens, nicht ihres Versagens darstellt. Sie gewinnen dadurch – so lässt sich vermuten – die Flexibilität, den jeweiligen diskursiven und historischen Umständen entsprechend von Realitätsbindung auf Realitätsentlastung, von Öffnung auf Schließung gegenüber der Welt außerhalb der kulturellen Semiosphäre, von Determination auf Autonomie umzu-gewichten und umgekehrt. Beide Optionen schließen sich logisch aus und sind doch andererseits symbiotisch aufeinander verwiesen.

Im Bewusstsein der unauflösbaren Grenzproblematik, die oben erörtert wurde, sollen Gegensatz und Zusammenspiel dieser beiden Optionen in unterschiedlichen Feldern untersucht werden. Dabei geht es ausdrücklich nicht darum, inhaltlich gangbare Lösungswege zu privilegieren oder metareflexiv abzusichern. Vielmehr sollen, etwa nach dem Modell der neueren Wissenschaftsethnographie, sämtliche beobachtbaren semantischen Operationen bei der Konstitution der jeweiligen epistemischen Ordnung gleichrangig behandelt werden. Das schließt das Spektrum der Sprachregelungen, Verlegenheitsformeln, unausgesprochen koexistierenden Widersprüche sowie überhaupt den ganzen Bereich der tacit knowledge und ihrer sprachlichen Effekte mit ein.

1.2 Forschungsfelder

1.2.1 Zulassung und Betreuung von Dissertationsprojekten

Dissertationsthemen müssen so zugeschnitten sein, dass sie in der zur Verfügung stehenden knappen Zeit erfolgreich zu bearbeiten sind. Dies stellt hohe Anforderungen an die Betreuung der Stipendiaten. Angesichts des theoretischen Anspruchs, der sich mit dem Kollegthema verbindet und der auch mit Blick auf die wachsende Bedeutung der Dissertation als entscheidender Laufbahnschrift nicht reduziert werden soll, werden die beteiligten Hochschullehrer notwendige Orientierungsleistungen kontinuierlich von sich aus zu erbringen haben. Die für die Graduierten vorgesehenen Lehrveranstaltungen und Kolloquien müssen einen die Einzelprojekte absichernden und kontextualisierenden Rahmen bieten. Das setzt Teamwork auf der Ebene der Professoren voraus; die gemeinschaftliche Vorbereitung des Kollegs und die engen Gesprächskontakte mit den kooperierenden Wissenschaftlern an anderen Hochschulen im In und Ausland haben hier äußerst ermutigende Resultate gezeitigt. Innerhalb des sichernden Rahmens indessen, der theoretische wie persönliche Betreuung umschließt, sollen die Graduierten als junge Wissenschaftler ihre individuelle Forschung mit größtmöglicher Eigeninitiative durchführen.

Während das unter 3.1 behandelte Forschungsprogramm das Thema ‚Das Reale in der Kultur der Moderne‘ in seinem vollen theoretischen Umfang darstellen sollte, ist die Auswahl der konkreten Arbeitsgebiete für künftige Graduierte dadurch eingeschränkt, dass für die Betreuung der Arbeiten hinreichende fachliche Kompetenz unter den Konstanzer Hochschullehrer oder unter den Professoren, die als Kooperationspartner am Graduiertenkolleg mitwirken, gewährleistet sein muss. Dadurch kommt es naturgemäß zu fachlichen Schwerpunktbildungen, die mit dem Grundriss des Forschungsprogramms nicht immer deckungsgleich sind. Unter dem Stichwort ›Forschungsfelder‹ wird eine Auswahl solcher Arbeitsschwerpunkte vorgestellt. Promovierende aus anderen Fachgebieten können zugelassen werden, wenn zusätzlich die fachliche Betreuung ihrer Arbeit durch einen Hochschullehrer ihrer Herkunftsdisziplin (und ggf. Herkunftsuniversität) sichergestellt ist. Auf diese Weise lässt sich das Spektrum der Arbeitsschwerpunkte erweitern, ohne dass die erforderliche Effizienz und Konzentration Schaden nehmen.

1.2.2 Das Reale als erkenntnistheoretisches Problem (T. Rosefeldt)

Die Annahme, dass sich bestimmte Aspekte der erkennbaren und erkannten Welt nicht der subjektunabhängigen Wirklichkeit, sondern der Verfasstheit des Subjekts selbst – seinem Geist, seinen Sinnen, seiner Sprache – verdanken, hat auf die Philosophie der Moderne einen unbestreitbaren Reiz ausgeübt. Unabhängig davon, wie genau diese Annahme begründet wird, stellt sich für jedes philosophische System, das mit ihr sympathisiert, die Frage, wie man die Subjektabhängigkeit der erkennbaren Welt mit der Intuition vereinbaren kann, dass die Wirklichkeit nicht von uns erschaffen ist, sondern auch unabhängig von uns existiert und uns vorgibt, was wir an ihr erkennen können. In den philosophischen Projekten des Graduiertenkollegs soll diese Spannung zwischen Subjektabhängigkeit und Subjektunabhängigkeit im Zentrum stehen und aus historischer und systematischer Perspektive beleuchtet werden. Historisch soll ein besonderer Fokus auf die Kantische Rede über das Ding an sich gerichtet werden, systematisch auf die neuere philosophische und wissenschaftstheoretische Debatte über den Begriff der sozialen Konstruktion. Historischer Fokus: Dinge an sich Kants erkenntnistheoretische Bescheidenheitsthese – die These, das wir nicht die Dinge an sich, sondern nur ihre Erscheinungen erkennen können – hat bald nach ihrer Formulierung die Kritik provoziert, dass die Rede von Dingen an sich mit Kants kritischer Philosophie selbst nicht vereinbar sei. Nehme man die Bescheidenheitsthese ernst, dann dürfe man von einer subjektunabhängigen Wirklichkeit gar nicht mehr sprechen. Man dürfe nicht sagen, dass die subjektunabhängige Wirklichkeit kausal dafür verantwortlich ist, wie uns die Dinge erscheinen, und selbst die These, dass es eine subjektunabhängige Wirklichkeit gebe, die wir nicht erkennen können, sei ein unzulässiger Rest vorkritischer Metaphysik. Diese Kritik war

eines der Hauptmotive für die Entwicklung der philosophischen Positionen, die man unter dem Namen ‚Deutscher Idealismus‘ zusammenfasst. Ob diese Kritik berechtigt ist, hängt stark davon ab, was Kant mit seiner These von der Unerkennbarkeit der Dinge an sich eigentlich genau gemeint hat. Wie die Forschung gezeigt hat, ist dies alles andere als unumstritten. In den Projekten soll Kants Lehre vom Ding an sich und ihre frühe und spätere philosophiegeschichtliche Rezeption im Zentrum stehen. Es soll untersucht werden, ob die Unterscheidung zwischen Erscheinungen und Dingen an sich eine ontologische oder methodologische Unterscheidung ist, inwiefern Kants kritische Philosophie die Rede über Bereiche der Wirklichkeit zulässt, die für uns laut Kant unerkennbar sind, auf welche verschiedenen Weisen Kant von den Philosophen, die ihn in diesem Punkt kritisiert haben, (miss)verstanden worden ist und auf welche Weise die Lehre vom Ding an sich und seiner Unerkennbarkeit übernommen und fortgeführt wurde. Systematischer Fokus: Soziale Konstruktion Der Begriff der sozialen Konstruktion spielt für die Methode der Sozialwissenschaften dann eine zentrale Rolle, wenn es diesen Wissenschaften darum geht, bestimmte Phänomene – seien es lokale wie Nations oder Geschlechtszugehörigkeit oder globale wie menschliches Wissen oder die Vergangenheit – als Produkte kontingenter gesellschaftlicher Prozesse und Interessen zu entlarven. Von philosophischer Seite wird dieser Begriff meist mit großer Skepsis betrachtet und es wird argumentiert, dass der Sozialkonstruktivismus, jedenfalls in seiner globalen Version, unzureichend begründet ist und zu theorieinternen Widersprüchen führt. Die Debatte über den Begriff der sozialen Konstruktion zeichnet sich dabei durch eine gewisse Ferne zwischen philosophischer Reflexion und empirischer sozialwissenschaftlicher Forschung aus. Denn einerseits geben sich die philosophischen Autoren meist nicht allzu viel Mühe bei der Exegese der Schriften von Autoren, die den Begriff der sozialen Konstruktion affirmativ verwenden. Andererseits zeigen sich solche Autoren von der prinzipiellen philosophischen Kritik meist recht unbeeindruckt. In den Projekten soll die genannte Lücke zwischen dem philosophischen und dem empirisch-sozialwissenschaftlichen Umgang mit dem Begriff der sozialen Konstruktion geschlossen werden. Es soll untersucht werden, ob es Varianten des sozialen Konstruktivismus gibt, die in der philosophischen Diskussion bislang übersehen worden sind und sich deswegen unter Umständen der philosophischen Kritik am Sozialkonstruktivismus entziehen. Und es soll versucht werden, mit Hilfe des begrifflichen Instrumentariums, das die philosophische Debatte bereitstellt, zu präzisieren, was in den empirischen Wissenschaften mit ‚sozialer Konstruktion‘ überhaupt gemeint ist, und gegebenenfalls berechnigte lokale von überzogenen globalen Konstruktionsthese zu unterscheiden.

1.2.3 Das Reale in der Wissenschaftsgeschichte (B. Kleeberg)

Die aktuelle Wissenschaftsgeschichte und Historische Epistemologie diskutieren den Wirklichkeitsbezug der Wissenschaften auf der Basis der Annahme, dass auch wissenschafts und erkenntnistheoretische Grundkategorien wie Objektivität, Faktizität, Glauben, Wissen etc. einen historischen Index haben. Eine Bestimmung des Realen kann in diesem Sinne nur relativ zu den jeweils dominanten Idealen und Praktiken der Herstellung von Wissen in unterschiedlichen (disziplinären) Kontexten erfolgen. In wissenschaftshistorischer Perspektive gilt es daher, Realitätsreferenz und Wirklichkeitsanspruch unterschiedlicher Wissenskulturen zu untersuchen, wobei die bisherige Forschungslage eine Fokussierung insbesondere auf die Geistes und Sozialwissenschaften nahe legt, da der Realitätsbezug der Naturwissenschaften bereits vielfältig diskutiert wurde und wird. Besonders fruchtbar scheint dabei eine Auseinandersetzung mit Konzepten zu sein, die gewissermaßen nachträglich, in Reaktion auf Krisen der Referenz und epistemischer Gewissheiten, entworfen wurden, um den Realitätsbezug wissenschaftlicher Aussagen und Systeme zu sichern. Formen einer solchen Selbstbesinnung auf epistemische Tugenden lassen sich im Zusammenhang mit Streitigkeiten um die Reichweite neuer Erklärungsansprüche finden – etwa im Zu-

ge der Übernahme oder Herausbildung neuer wissenschaftlicher Theorien, Instrumente, Praktiken oder gar Disziplinen, mit denen eingefahrene Deutungsmuster und Beobachtungsperspektiven unterlaufen und transformiert werden. Entsprechend scheint es geboten, genau solche Umbruchs und Krisensituationen in den Blick zu nehmen und mit konkreten Entwicklungen an bestimmten (lokalen) epistemischen Orten zu korrelieren, die unterschiedliche Beobachterpositionen und Fokussierungen auf das Reale mit sich bringen (Archiv, Feld, Labor, Seminar, bürokratischer Apparat, etc.).

Zu nennen wäre etwa die Entstehung der beobachtenden Sozialwissenschaften oder der Rückzug der Theologie aus der Naturdeutung im 19. Jahrhundert; die Debatten um Erklären und Verstehen, Historismus und Relativismus um 1900; die Einführung neuer Aufzeichnungstechniken in der Soziologie (Photographie, Film, Tonband); oder Auseinandersetzungen um die geisteswissenschaftlichen Konsequenzen der biologischen Anthropologie seit den 1970er Jahren. Wichtig wären zudem detaillierte Fallstudien und vergleichende Forschungen zu Rolle und Struktur von geisteswissenschaftlichen Modellen, Simulationen, paradigmatischen Beispielen und Fallgeschichten. Darüber hinaus sind im Zusammenhang mit postmoderner Theoriebildung Untersuchungen der analytischen Kategorien der Wissenschaftsgeschichte („Denkstil“, „Paradigma“, „soziale Konstruktion“, etc.) selbst von Interesse – auch vor dem Hintergrund der jüngeren Hinwendung zu Dingen und Instrumenten, der Materialität und Biographie wissenschaftlicher Objekte oder der Herausbildung der „Historischen Ontologie“.

1.2.4 Das Reale in der Kulturosoziologie: QuasiObjekte, Artefakte, widerständige Körper (A. Reckwitz)

Nach der bisher dominierenden Konzentration der Kulturosoziologie auf eine Analyse der Binnenstrukturen von Diskursen und Symbolsystemen – der innerhalb der Soziologie eine scheinbar vermittlungslose Analyse ‚sozialer Strukturen‘ in ihrer vorkulturellen Regelmäßigkeit gegenüberstand –, hat sich seit dem Ende der 1990er Jahre auch im soziologischen Kontext die Frage nach dem Verhältnis von Kulturalität und Naturalität mit neuer Dringlichkeit gestellt. Einen international entscheidenden Impuls haben in dieser Hinsicht die Arbeiten Bruno Latours gegeben, die ursprünglich in den science studies wurzeln und sich zu der mittlerweile viel rezipierten Schule der actor network theory verdichtet haben. Latour argumentiert im Detail, wie sich seit der Frühen Neuzeit insbesondere im wissenschaftlichen Diskurs in verschiedenen Versionen ein Dualismus zwischen Kultur/Gesellschaft und Natur/Technik ausgebildet hat, der tatsächlich jedoch in der Moderne durch die explosionsartige Produktion von ‚Hybriden‘ und ‚QuasiObjekten‘, d.h. Artefakten, die material und kulturell zugleich sind (vom Kühlschrank bis zum Ozonloch), unterlaufen worden ist. Latour ermutigt dazu, diese Relationen zwischen materialer Wirksamkeit und kultureller Handhabung von Artefakten ins Zentrum der soziologischen Analyse zu stellen, über eine enge ‚Techniksoziologie‘ hinaus. Andere Theorieimpulse aus der Sozial und Kulturtheorie weisen in eine ähnliche Richtung, das Verhältnis zwischen materialen Dingen und kulturellen Interpretationen/Fertigkeiten unter die Lupe zu nehmen: Deleuzes und Guattaris, von Michel Serres beeinflusste Arbeiten; die Medientheorien (Medientechnologie-Analyse nach McLuhan und Kittler); die kulturwissenschaftlichen Theorie von Raum und Räumlichkeit (postmoderne Geografie); schließlich die Theorien von Körper und Körperlichkeit (Bourdieu, Körperphänomenologie etc.). Neben einer Klärung dieser theoretischen Neupositionierungen ergeben sich damit mehrere äußerst reichhaltige materiale und empirische Analysefelder, die die Frage nach dem Realen aus kulturosoziologischer Sicht perspektivieren:

1. Der Natur/Technik-Kultur-Diskurs. Eine erste Fragerichtung verbleibt innerhalb eines diskursanalytischen und kultursemiotischen Rahmens. Ziel der Analyse ist hier eine exakte Rekonstruktion der Semantik der Natur und des Natürlichen, ebenso der Semantik der Technik (die

beide auf Sachzwänge einer Materialität verweisen) sowie ihr Verhältnis zu einer Semantik der Kultur. Diese diskursive Gemengelage ist für unterschiedliche soziale und diskursive Felder von Interesse, etwa für das Feld der Massenmedien und für den politischen und rechtlichen Diskurs. Interessant ist hier die diskursive Funktion der Semantiken zur Öffnung und Schließung von Kontingenzen. Der Verweis auf Natur kann so etwa versuchen, das Spiel kultureller Kontingenzen zu stoppen (etwa im Diskurs um Geschlechter und Familie), er kann aber gerade auch an Natürlichkeit als ein anzustrebendes Ideal appellieren oder die Natur selber als Objekt gezielter Gestaltung (z.B. Biotechnologie) präsentieren. Umgekehrt kann ‚Kultur‘ ebenso zur Kontingenzöffnung (Pluralität der Interpretationen) als auch zur Kontingenzschließung (Unüberschreitbarkeit von Kulturgrenzen und Kulturkreisen) eingesetzt werden.

2. Die Verwendung von Artefaktsystemen. Sozialkulturelle Praktiken sind in der Regel nicht nur intersubjektiv strukturiert, sondern auch interobjektiv – sie schließen spezifische Artefakte in ihrer ‚Realität‘ und ‚Materialität‘ ein, die ebenso einschränkend wie ermöglichend wirken. Diese Ineinanderverwobenheit von Praktiken und Artefakten im Detail für einzelne historische Felder – über das mittlerweile klassische Feld der sciences studies hinaus – zu rekonstruieren, die Art und Weise, in der die Artefakte gehandhabt werden, wie sie den Benutzer irritieren und eine bestimmte Verwendungsweise ‚aufdrängen‘, wie sie die Wahrnehmung der Benutzer verändern und zugleich auf eine spezifische Weise ‚verstanden‘ werden, ist eine zentrale soziologische Aufgabe im Gefolge der actor network theory und einer Analyse sozialer Praktiken. Von besonderem Interesse sind hier Kontexte, in denen neue Artefakte eingesetzt werden. Zu denken wäre hier etwa an ethnografische Analysen der Verwendung und Wirkung aktueller medientechnologischer Artefakte (Digitalkamera, Mobiltelefon, diverse Internetformate), an den Umgang mit biotechnologischen Artefakten, aber auch an den Einfluss räumlicher Strukturen (stadträumlich oder Innenarchitektur) auf die Gestaltung sozialer Praktiken oder an den Einsatz von Artefakten im Bereich post-moderner Arbeitsformen.

3. Die Widerständigkeit des Körpers. Neben den technischen Artefakten ist der Körper ein zentraler Ort materialrealer Effekte. Der Körper ist einerseits ein symbolischer Raum eigener Art, aber gerade seine kulturelle Formung, die Inkorporierung eines kulturellen Wissens, hat intendierte oder unintendierte organische Konsequenzen, die körpersoziologisch von Interesse sind. Dabei stellen sich die Grenzen zwischen Körper und Psyche – etwa auf der Ebene ‚psychosomatischer‘ Symptome – selber wiederum als fragil heraus. Neben einer Analyse der Effekte und Repräsentation gezielter Bemühungen der Körpermodellierung (zum Beispiel im Sport und in der Gesundheitsorientierung) ist die unintendierte und gleichwohl kulturell beeinflusste Ausbildung von körperlichpsychischen ‚Krankheiten‘ und Symptomen hier von besonderem körpersoziologischem Interesse (ein mittlerweile klassisches Beispiel liefert die ‚Anorexia nervosa‘, die sich unintendiert im Kontext spezifischer Vorstellungen von Weiblichkeit und Körperkontrolle ausbildet).

1.2.5 Das Reale als Lücke, Leerstelle, Riss (B. Giesen)

In der Erkenntnis und Sozialtheorie der letzten Jahrzehnte lassen sich drei ganz unterschiedliche Möglichkeiten ausmachen, das Verhältnis von Wissen und Wirklichkeit zu denken: Man konnte den bei Kuhn angelegten Weg, das Wissen in die Alltagspraxis von sozialen Gemeinschaften einzubetten, weiter verfolgen und die sozialen Konstruktionsformen von alltäglicher Sicherheit in den Mittelpunkt stellen (Luckmann, Knorr Cetina, Bloor, Livingstone). Man konnte weiterhin die Verankerung von Wissen in der Erfahrung von Realität aufgeben und die bezeichnete Wirklichkeit als Illusion und Imagination der Zeichen entlarven: „Il n’y a pas de hors texte“ (Derrida). Und man konnte sich schließlich den Verfahren der Simulation von Wirklichkeit zuwenden und die Konstruktion von Hyperrealität, einer Wirklichkeit, die eindeutiger und unbedingter gilt als die alltägliche Wirklichkeit, untersuchen (Baudrillard). Alle drei Möglichkeiten stellen das un-

wahrscheinliche Wunder einer Wissensordnung in den Mittelpunkt, die nicht mehr beanspruchen kann, durch die Struktur der Realität garantiert zu sein.

Dabei wird die Möglichkeit übersehen, dass das Reale zwar nicht mehr als Generator richtigen Wissens auftreten kann, aber doch in bestimmten außerordentlichen Augenblicken ein Versagen der Signifikation, der Verschleierung, der alltäglichen Routine auslösen kann. Die kulturwissenschaftliche Theorie hat sich auf diese überraschende Begegnung mit der rohen, unverschleierte, durch kein Sinnnetz geordneten Realität mit verschiedenen Begriffen bezogen: „Mundane Epiphanie“ (Virginia Wolfe), „Schock“, „Plötzlichkeit“ (Bohrer), „Leere“, „Trauma“ (Alexander et al), „Katastrophe“ etc.

Hier geht es nicht einfach um eine Falsifikation von Wissen durch eine empirische Erfahrung, die sich in Poppers Epistemologie umstandslos sprachlich fassen lässt, sondern um das schockierende Erlebnis der Welt im Rohzustand (Castoriadis), um das zunächst unreparierbare Scheitern der Sinnkonstruktion, um den Riss in der sprachlichen Repräsentation von Wirklichkeit. Dieses Erlebnis ist zunächst unkommunizierbar, monströs und verstörend. Die unverschleierte Wahrheit bringt den, der sie erlebt, zum Schweigen. Erst aus der zeitlichen und sozialen Distanz kann sie angesprochen werden. Wie das Nichts, die Leere oder das Loch lässt sich auch das Erlebnis der Welt im Rohzustand nur ex negativo beschreiben. Daraus ergibt sich ein Spektrum möglicher Forschungsvorhaben, die sich insbesondere mit der Einfassung von Schockerlebnissen beschäftigen. Mediale Katastrophenberichte und Enthüllungen behandeln Schockerfahrungen aus der Distanz. Der Schock wird erst durch diese Distanz kommunizierbar, er muss aber durch die glaubwürdige Simulation von Nähe und Erschütterung den Zuschauer faszinieren. So oszillieren die entsprechenden Berichte in einer narratologischen Zwischenlage zwischen Anschaulichkeit und Unerzählbarkeit. Die Betreuung von Promotionsvorhaben kann sich auf die seit Jahren bewährte Zusammenarbeit mit dem Center for Cultural Sociology der Yale University (Alexander, Eyerman, Smith) stützen. Gemeinsame Diskussionen in New Haven und Konstanz haben schon zu mehreren Veröffentlichungen insbesondere zur kulturellen Konstruktion von kollektiven Traumata geführt.

1.2.6 Das Reale als Trauma (A. Assmann)

Die Konjunktur des Traumabegriffs in der Psychologie, Geschichtsforschung und Soziologie ist auch mit neuen konzeptionellen Herausforderungen für die Literaturwissenschaft verbunden. Eine erste Herausforderung hat zu tun mit dem Verlust der Differenz von Vergangenheit und Gegenwart. Trauma steht für die nicht überwindbare Gegenwart eines vergangenen Geschehens, es besteht somit in der andauernden Gegenwartigkeit einer bestimmten Vergangenheit. Mit dieser paradoxalen Figur des Traumas wird die gängige Ordnung der Zeit und Erfahrung durchkreuzt: „Vergangenheit, die nicht vergeht“ schrieb Ernst Nolte, „Seit Auschwitz ist noch kein Tag vergangen“ notierte Martin Walser; und der Germanist Georges Arthur Goldschmidt schrieb im Exil: „dieser letzte Tag ist noch nicht vorbei; ein Morgen, der mit jedem Morgen dämmert“. Trauma bezieht sich auf ein Ereignis, das nicht zurücksinkt in die Vergangenheit; es kann also nicht vergegenwärtigt, zurückgeholt werden, weil es immer noch gegenwärtig ist. Das hat auch Folgen für die Grundfrage nach dem Verhältnis von Realität und Repräsentation.

Die zweite Herausforderung des Traumabegriffs betrifft deshalb den Verlust der Differenz zwischen dem Realen und dem Imaginären. Das Trauma erzeugt einen zirkulären phantasmatischen Zustand, in dem das Reale in das Imaginäre einbricht und das Imaginäre das Reale überschwemmt. Eine dritte Herausforderung des Traumas betrifft die Kategorie der Konstruktion. Die konstruktivistisch orientierte Gedächtnistheorie, die mit dem Namen von Maurice Halbwachs verbunden ist und in der gegenwärtigen Hirnforschung eine unerwartete Bestätigung gefunden hat, reicht zu einer Beschreibung dieses psychischen Befundes nicht mehr aus. Angesichts

der Kategorie des Traumas stößt die Vorstellung von der immer neuen Formbarkeit und Plastizität des Gedächtnisses in der Gegenwart an eine harte Grenze. Wir können das Trauma deshalb als einen ‚Einbruch des Realen‘ beschreiben, der aufgrund seiner überwältigenden und lebensbedrohlichen Übermacht die Netze der kulturellen Symbolisierung zerreißt und damit die Grundlagen der Erfahrungsverarbeitung zerstört. Es steht also in schroffem Gegensatz zur konstruktivistischen Vorstellung von der Verfügungsmacht, die die Gegenwart über die Vergangenheit hat, insofern es die Macht bezeugt, die die Vergangenheit über die Gegenwart behält. Indem es die Entmächtigung des Subjekts und die Unverfügbarkeit der Vergangenheit in den Mittelpunkt stellt, erfordert das Traumakonzept ein alternatives Gedächtnis und Repräsentationsmodell, bei dem die Darstellungsqualität der Zeichen gegenüber ihrem indexikalischen Charakter (den neuralgischen Punkten) in den Hintergrund tritt. Am literatur- und kulturwissenschaftlichen Traumbegriff wechselt die Vorstellung von der umfassenden Machbarkeit, Gestaltbarkeit und Selbstkonstruktion des Menschen gewissermaßen ihr Vorzeichen und schlägt in ihr Gegenteil um.

Philosophie und Literaturtheorie haben den psychiatrischen und psychoanalytischen Traumbegriff produktiv aufgenommen und in ihre Diskurse übersetzt. Als ein erster Begriff ist hier das Sublime zu nennen, das im Lichte der Traumatheorie eine neue Bedeutung gewonnen hat. Es war insbesondere Jean-François Lyotard, der die Brücke zwischen der philosophisch-ästhetischen Theorie des Sublimen von Kant und Burke in der Tradition des 18. Jahrhunderts und dem neuen Traumakonzept geschlagen hat. Die philosophische Diskurstradition, die grundsätzliche Fragen der Grenzerfahrung und die Brüchigkeit von Subjektivität und Identität thematisiert hatte, wurde von ihm rekonstruiert und mit dem Holocaust als einer nicht nur individuellen, sondern auch kollektiven und kulturellen Erfahrung des Zusammenbruchs von Identität, Repräsentation und Zivilisation verbunden. Das Problem der Grenzen der Repräsentation wurde zudem durch die Dekonstruktion um den Begriff der Leere ‚erweitert‘. Ein diskursiver Zusammenhang tat sich auf zwischen dem Trauma, dem Sublimen, der Leere und dem Prinzip des Ikonoklasmus, der in Werken wie Claude Lanzmanns Film Shoah oder Daniel Libeskinds Architektur des Jüdischen Museums in Berlin bedeutende künstlerische Umsetzungen erfahren hat.

Neben dem Begriff der Leere hat die Metapher vom Trauma als einer ‚Krypta‘ eine besondere Wirkung entfaltet. Mit diesem Bild aus der Architektur wird Trauma als ein unzugänglicher und nicht assimilierbarer Einschluss visualisiert, der sich allen Versuchen einer Integration ins Bewusstsein entgegensetzt. Die Krypta entsteht durch eine unbewusste Strategie dissoziativer Abspaltung, durch die sich das Individuum in einer schmerzhaften und identitätsbedrohenden Situation äußerster Ohnmacht rettet. Diese Strategie ermöglicht ein zunächst normal erscheinendes Weiterleben, das sich jedoch viel später als äußerst einsturzgefährdet erweist. Die Einbruchstellen sind in der Kryptenbildung zu suchen, in der die traumatische Vergangenheit ihr Bedrohungspotential konserviert hat. Krypta lässt sich deshalb auch als ein Negativgedächtnis alles dessen beschreiben, was das Bewusstsein nicht zu konfrontieren und deshalb auch nicht symbolisch zu kodieren vermag. Es verbleibt im Zustand der Latenz, aus dem es sich in der Signalsprache des Unbewussten in unregelmäßigen Eruptionen bemerkbar macht und die Koordinierungsleistungen der Identitätsbildung immer wieder untergräbt. Eine in Literatur und Folklore weit verbreitete Umsetzung der Krypta ist das Gespenst oder der Widergänger, der die Lebenden heimsucht und bedrohende Forderungen aus der Tiefe einer unbewältigten, aber sehr gegenwärtigen Vergangenheit an die Lebenden stellt. Neben dem Sublimen, der Leere, der Krypta und dem Gespenst ist der Traumbegriff in der theoretischen Diskussion noch mit einer anderen Kategorie in Verbindung gebracht worden, die es in postmodernen Zeiten eigentlich gar nicht mehr geben dürfte, und zwar der Authentizität. Diese Interpretation bezieht sich weniger auf die deformierenden, psychopathologischen Momente des Begriffs als auf das Reservoir einer nicht vermittelten psychischen Energie und die Qualität des Unverfügbaren, die mit dem Trauma gegeben ist. Die

in Frage gestellte Authentizität ist dabei nicht gänzlich von der Bildfläche verschwunden, sondern mit dem Traumabegriff in einer neuen Gestalt zurückgekehrt. Das jedenfalls ist die These des Kunsttheoretikers Boris Groys, für den sich der Begriff der Authentizität, der einst für individuelle Echtheit und einen unverwechselbaren Wesenskern stand, mit der pathologischen Unverfügbarkeit des Traumas verschränkt hat.

Im posttraumatischen Zeitalter nach den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, dem Holocaust und weiteren Genoziden und Bürgerkriegen, in der Nachgeschichte von Kolonialisierung und Sklaverei sowie durch die Erfahrung eines globalen Terrorismus haben Literatur und Kunst überall auf der Welt eine neue Bedeutung gewonnen für den Umgang mit traumatischer Erfahrung. Sie beteiligen sich an der kulturellen Aufgabe der ‚Zeugenschaft‘, indem sie für das widerständige Erlebnis eine kommunizierbare Form finden und es in eine sozial geteilte Erfahrung übersetzen. Bezeugt wird eine Realität, die gesamtgesellschaftliche Verbindlichkeit beansprucht. Gleichzeitig, und darin liegt die paradoxe Produktivität des Traumas, aktiviert es auch das gemeinsame Imaginäre. Darauf hat die Literaturwissenschaftlerin Kathleen Brogan in ihrer Studie ‚Cultural Haunting‘ hingewiesen, in der sie sich mit der zeitgenössischen Konjunktur von Geister- und Gespenster-Motiven befasst. Sie hat gezeigt, dass diese Motive, die aus der Folklore und der ‚gothic fiction‘ stammen, sich heute auf kollektiv erlebte Geschichte beziehen und dabei eine ganz neue Qualität gewonnen haben. Sie ermöglichen es insbesondere Autoren kultureller Minderheiten, sich auf neue Weise mit ihren gewaltsam zerstörten kulturellen Traditionen zu verbinden. Im Idiom der Geister-Erzählungen können Sklaverei, Kolonialisierung und Immigrations-Geschichten so erzählt werden, dass das traumatisch Abwesende in die Vorstellung zurückgeholt und eine zerstörte kulturelle Tradition durch ‚Reimagination‘ in der Gegenwart reaktiviert wird. In diesem Forschungsbereich ist eine Zusammenarbeit zwischen dem Graduiertenkolleg und der aus Mitteln des an Aleida Assmann verliehenen Max-Planck-Forschungspreises einzurichtenden Nachwuchsgruppe geplant.

1.2.7 Das Reale der Photographie (B. Stiegler)

Seit ihren Anfängen diene die Photographie dazu, das zu bestimmen, was in einem gegebenen kulturellen und epistemischen Kontext als real verstanden wurde. Sie wurde einerseits zum Inbegriff von Realitätstreue erklärt, andererseits konnte sie als künstlerisches Medium gegen die Norm realistischer Realitätswiedergabe profiliert werden. Gerade in dem breiten Spektrum solcher Zuschreibungen figuriert die Photographie als ein diskursiver wie visueller ‚Lackmustest‘ des Realen. In Photographien wird eine angenommene Wahrheit des Sichtbaren zum Ausdruck gebracht; sie materialisieren Wirklichkeitsvorstellungen in technisch erzeugten und reproduzierbaren Bildern. Diese Wirklichkeitsvorstellungen nehmen zu unterschiedlichen Zeiten sehr unterschiedliche und mitunter sich ausschließende Formen an: Schärfe vs. Unschärfe, Kunst vs. Wissenschaft, Dokument vs. Inszenierung markieren die Spannweite der Strategien, der Photographie eine eigene Form von Wirklichkeitsbezug zuzuweisen.

Die Photographie kann daher in spezifischer Weise als ‚Reflexionsmedium‘ bestimmt werden. Die Geschichte der Photographie wird in dieser Perspektive nicht nur als Geschichte der apparativen Konstruktionen von Objektivität und visueller Wirklichkeit dechiffrierbar, sondern zeigt auch die menschliche Wahrnehmung als historisch codierte auf. Nicht wenige Photographietheorien sehen in der Photographie die Möglichkeit eines neuen, eines unverstellten Sehens – eine Art von technisch geprägter und ermöglichter Offenbarung. Solche emphatischen Beschreibungen insbesondere der ersten Photographien verdanken sich vor allem der Tatsache, dass es eine Maschine ist, die diese Bilder aufzeichnet: ein „Zeichenstift der Natur“. Andere Theorien hingegen verweisen die Photographie zurück auf die Tradition der bildenden Kunst, die in den photographischen Kompositionen und Motiven fortwirkt. So situiert sich die Photographie in einem

doppelten Spannungsfeld. Als technisches Aufzeichnungsmedium steht sie – allerdings vermittelt und gebrochen durch den jeweiligen Stand der Technik – in einer direkten Beziehung zur physikalischen Welt, stellt eine „Emanation des Referenten“ dar (R. Barthes) und steht im Dienst eines „Es-ist-so-gewesen“. Als Kunstform gehorcht sie jedoch, wie alle Künste, historischen, kulturellen und ästhetischen Aprioris, die mit der Annahme einer puren Referentialität unverträglich sind. Diese Opposition überlagert sich mit einer zweiten, in der gerade die Wirklichkeitseffekte der Photographie den Weg zu einem Paralleluniversum täuschender Simulationen eröffnen. Die neueren elektronischen Entwicklungen verschärfen diese Paradoxie und lassen den Gegensatz zwischen naturgetreuer Aufzeichnung einerseits, der Schöpfung virtueller Realitäten andererseits insgesamt kollabieren.

Nicht unerwähnt sollten in diesem Zusammenhang die Irrealisierungseffekte auch der herkömmlichen Photographie bleiben. Diese Tradition wird durch den Einsatz der Photographie im Spiritismus des 19. Jahrhunderts eröffnet und sedimentiert sich in unterschiedlichen, zumal außereuropäischen kulturellen Kontexten als magisches Potential der Photographie. Auch Barthes' ‚Chambre claire‘ ist über weite Strecken eine Theorie des Gespenstischen und des piktographischen Totenkults.

Der Film beerbt die Diskurse um den Realitätsgehalt der photographischen Bilder. Auf analoge Weise wie in der Photographie ist die Geschichte seiner Theoretisierung durch die Opposition von Kunstform und technischem Aufzeichnungsmedium geprägt. Auf der einen Seite finden sich etwa die klassischen russischen Montagetheorien, die den Apparat als Kinoauge konzeptualisieren (Vertov) oder, weitergehend, im Appellcharakter der Montage das Reale politisieren. Doch auch die Gegenseite, repräsentiert von Kracauer und Bazin, dessen Überlegungen vom indexikalischen Status des photographischen Bildes ihren Ausgang nehmen, gründet ihren Anspruch auf eine emphatischen Bezugnahme auf das Reale – der Titel ‚Die Errettung der äußeren Wirklichkeit‘ ist hier durchaus programmatisch. Gleich welche der Seiten jeweils die Diskurshoheit erringt, die Frage des Verhältnisses zwischen Film und Wirklichkeit bleibt fester Bestandteil und Referenzpunkt der Konzeptionen; so zeigt sich ein Begehren nach dem Realen bei den Apparatstheoretiker gerade in ihrer Ideologiekritik an Bazins Realismus.

Entsprechend arbeitet sich die filmische Praxis am Widerspiel zwischen Realismus und Fiktionalisierung ab. Zwei Tendenzen der zeitgenössischen Medienlandschaft mögen dies verdeutlichen: Die Zunahme an Hybridformaten in Film und Fernsehen, die die Grenzen von Fiktion und Realität verwischen, zeugt ebenso wie die steigende Anzahl von Filmen mit pluralen Figurenkonstellationen in Mainstream und Autorenkino, die sich von herkömmlichen Narrationsmustern absetzen, von der fortdauernden Faszination filmischer Anti-Fiktionalität.

1.2.8 Diskurse und Poetiken des Antifiktionalen in der Slavia (J. Murašov)

In allen slavischen Kulturen lässt sich gerade im Kontext einer nationalen Selbstversicherung im 19. Jahrhundert ein sog. Literaturzentrismus beobachten: Die Literatur kompensiert sprachlich-performativ den Mangel an institutionell befestigten Formen nationalkultureller Gemeinschaftsversicherung (Polen, Tschechien, Slovenien, Kroatien, Serbien) und/oder politischer Partizipation (Russland) und übernimmt argumentativediskursive Funktionen ethischer, philosophischer und politischer Diskurse. Damit hängt offensichtlich auch eine spezifische Konzeptualisierung des Ästhetisch-Fiktionalen zusammen, die sich – im weitesten Sinne – als Vorbehalt gegenüber dem Fiktionalen, als eine Tendenz zum Antifiktionalen charakterisieren lässt. Es handelt sich hierbei um paradoxe Bewegungen und um aporetische Strukturen, die einerseits ästhetische Autonomie und Fiktionalität generieren, um diese aber andererseits wieder zu zersetzen, die Texte auf das Andere des präsent Realen hin zu öffnen und sie an jener Präsenz von Leben, Praxis, Realität teilhaben zu lassen, von der sich der sprachlich-schriftliche (ästhetische) Darstellungsprozess zu „ent-

fremden“ gezwungen ist. Diese abermals textuell ausagierte Unerträglichkeit des Begehrens nach dem, was sich im ästhetischen Schreiben entziehen muss, diese schizoide Spannung zwischen Poesis und Mimesis, zwischen ästhetischer Selbstreferenz und notorisch präsenzüchtiger Fremdreferenz verleiht den literarischen Texte der Slavia ihre komplexen und eigentümlichen Strukturen: Die Vermengung von Phantastik und ethischem Bekennen (Gogol', Dostoevskij, Bulgakov, Gombrowics, Kiš), polyphone Text und Erzählstrukturen (Dostoevskij, Belyj) oder die Verfahren der Tolstojschen Verfremdung, durch die der Referenzrahmen des Ästhetischen permanent verschoben und durchbrochen wird. Historisch tritt diese Tendenz zum Antifiktionalen in unterschiedlichen Formen und Intensitäten hervor. Im frühen russischen Realismus des 19. Jahrhunderts, der sog. Naturalen Schule (Gogol', Turgenev, Gončarov, Herzen), sind es naturwissenschaftliche Paradigmen (Medizin, Physiologie, Chemie), die auf der Sujetebene den Realitätsbezug sichern und die ästhetischen Texte auf die naturwissenschaftliche Realitäten des Lebens hin zu öffnen versuchen. Im späten Realismus der 1880er Jahre kommt diese Funktion den religiösen und ethischen Diskursen zu, durch die die ästhetische Fiktion pädagogisch funktionalisiert werden soll – eine Tendenz, die bei Tolstoj schließlich dazu führt, dem ästhetischen, „egoistischen“ Schreiben abzuschwören und sich ganz auf das Verfassen von pädagogisch-gleichnishaften Erzählungen für Kinder und Bauern zu verlegen.

Im Symbolismus sind es die Referenzen auf die Mystik (SophienKult) und das Mythische (Dionysos-Mythologeme), mit denen das Ästhetische transzendiert werden soll, um die konspirierende Gemeinschaft von Autor und Leserschaft an einer höheren, eigentlichen Wirklichkeiten teilhaben zu lassen (Ivanov, Blok, Belyj oder auch Rozanov). Die Tendenz des Antifiktionalen und das Begehren nach dem Realem jenseits ästhetischer Artefakte kulminiert in den slavischen Avantgarden – und zwar in drei Hinsichten: Zum einen lässt sich eine Orientierung auf das Material (Sprache, Klang, Schrift, Farbe, Linien) beobachten; das Material der Wort und Bildkünste soll in seiner „Selbstwertigkeit“ und „Dinghaftigkeit“ erkundet werden (vgl. den sog. veščizm/Veščimus; abgeleitet von vešč' = Ding; Chlebnikov, Kručnych; zur „Artefaktskepsis“ vgl. das Teilprojekt Witte/Henning im Berliner SFB 626). Zweitens befördert das Begehren nach dem Realem die Politisierung der Avantgardeautoren und Künstler und ihr Engagement für die Revolution und den Aufbau des Sowjetstaates (Majakovskij, Platonov, Ėjzenštějn, Vertov, Rodčenko); in dieser Perspektive koinzidiert künstlerisches Schaffen mit politischem Gestalten. In diesem Zusammenhang steht auch das sog. Konzept „žiznostroenie“ („Lebenbauen“). Drittens produziert der Vorbehalt gegenüber dem Ästhetischen diverse Konzepte des Dokumentarischen; dazu zählen das Projekt der faktographischen Literatur („Literatura fakta“) oder Sergej Tretjakovs Reportage-Methode der Bio-Interviews. Wesentlich für die diversen Verfahren und Konzepte des Dokumentarischen sind dabei die Erfahrungen mit den neuen Medien Photographie, Film, Radio. Als ganz anders gelagert, aber nicht minder obsessiv erweist sich der antifiktionalle/antiästhetische Anspruch auf das Reale im sog. Sozialistischen Realismus. Seine literarischen Texte sowie künstlerischen oder filmischen Hervorbringungen weisen mythogene Strukturen auf. Sowohl die poetischen Binnenstrukturen als auch die Pragmatik des sozialistischen Realismus ist daraufhin angelegt, Differenzen auf verschiedenen Ebenen zu tilgen – Differenzen zwischen Literatur und den historiographischen oder wissenschaftlichen Diskursen ebenso wie Differenzen zwischen Realität und Fiktionalität, zwischen unvollkommener Gegenwart und erfüllter Zukunft oder zwischen Individuation und Kollektivität etc. Die sinngesättigte Realitätshaftigkeit des sozialistischen Realismus bestimmt sich dabei über die Intensität der mythogenen Sinnströme, die jegliche Unterscheidung von Poesis und Mimesis, von Innen und Außen, von Selbst und Fremdreferenz blockieren. Entsprechend organisiert sich auch die Literaturkritik des sozialistischen Realismus in der Abwehr zweier Typen der Abweichung: des „Naturalismus“ und des „Formalismus“. Aufschlussreich und bislang kaum erforscht ist die Frage, auf welche Weise, unter welchen Bedingungen und in welchem Grad in den einzelnen slavischen Nationalliteraturen die Adaption

des russischsowjetischen Sozialistischen Realismus nach 1945 erfolgt und in welchem Maße der sozialistische Realismus hier seine mythogene Dynamik entfaltet oder als fremdes, den national-kulturellen Gegebenheit unangemessenes ästhetisches Konstrukt zur Diskussion gebracht wird (Krlježa). Einen eigenen Themenkomplex bilden die russische und die slavischen Literaturen in der dissidentischen bzw. inoffiziellen Auseinandersetzung mit der Literatur/Kunst des sozialistischen Realismus bzw. nach dem Ende der sozialistischen Kulturen. Eine besondere Rolle spielt hier die konzeptuelle Literatur und Kunst (Moskauer Konzeptualismus, Neue Slowenische Kunst /NSK) und die für ganz Osteuropa so signifikante Performance Art und Körperkunst (vgl. die Ausstellung *Body and the East*, Ljubljana 1998). In diesen literarischen und künstlerischen Formationen wird auf verschiedenste Weise der Versuch unternommen, den mythogenen Charakter des sozialistischen Realismus sowie der sozialistischen Kultur insgesamt in seinem bzw. ihrem semiotischen Mechanismus freizulegen und Positionen zu erkunden, von denen aus primäre Differenzsetzungen zwischen (Körper)Realitäten und ästhetisch-zeichenhaften Selbstbezügen vorgenommen werden können.

1.2.9 Mimesis, Krise der Referenz, Montage (J. Vogel)

Die Texte der literarischen Moderne geben in mehrfacher Hinsicht Zeugnis von einer Krise der Referenz. Sie entstehen unter der Voraussetzung, dass traditionelle Vereinbarungen, welche die referentiellen Beziehungen zwischen Kunst und Natur, Zeichen und Bezeichnetem regelten, keine Geltung mehr beanspruchen können. In ihrer Zeichenpraxis wie auch in ihren Erzählungen registrieren und demonstrieren sie die Konsequenzen, die sich aus einer Entkoppelung von Dingsphäre und Zeichenhandeln ergeben. Zugleich entwerfen sie psychologische, performative und formale Modelle, in denen gescheiterte, verweigernde und gelungene Referentialisierungen verhandelt werden. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht eignet sich das Thema des Graduiertenkollegs dazu, historisch sensible Leitmetaphern und Narrative, aber auch Praktiken zu untersuchen, die auf das Problem der Referenz in der Literatur der Moderne reagieren. Am augenfälligsten wird dies in denjenigen literarischen Szenarien, in denen das Reale als Störung, Einbruch, Zusammenbruch und Katastrophe auf sich aufmerksam macht (s.o., Abschnitt 3.1.6) – als Grenz- und Schwellengeschehen und in der Zeitform der Plötzlichkeit. Zentrale Texte der deutschen Romantik, aber auch der Jahrhundertwende erschließen sich unter diesem Aspekt. Indessen eröffnet eine methodologisch durchdachte Frage nach dem Realen in der Moderne auch neue Perspektiven auf Konzepte des literarischen Realismus. Sie erlaubt es, noch einmal eine zentrale Aporie realistischen Schreibens in den Blick zu nehmen, die sich aus der Einsicht ergibt, dass realistische Mimesis in ihrer poetischen wie in ihrer radikalen Ausprägung nur um den Preis der völligen Entreferentialisierung zu haben ist. Von daher scheint es äußerst lohnend, auch den Zeichenraum des Realismus im Licht der Metaphorik des ‚Einbruchs des Realen‘ zu befragen und die Modifikationen zu untersuchen, die sich im Kontext realistischer Schreibprogramme ergeben (Stifter). Allerdings wäre der Blick nicht nur auf Formen gewaltsamen Eindringens verdrängter Referentialität zu richten, sondern ebenso sehr auf eine undramatische, leise und doch unaufhaltsame Wiederkehr des Realen, das die Anstrengungen sozialen Zeichenhandelns zunichte macht und in Prozessen der Entfärbung, des Schwindens, des Rieselns u.a. auf die Grenzen semiotischer Konstruktion hinweist (Fontane).

Interessant an der Literatur des Realismus ist, wie sie die Bedingungen eines solchen poetischen und sozialen Zeichenhandelns reflektiert. Hier wäre zu klären, wie realistische Texte im Bewusstsein der Aporien der eigenen semiotischen Praxis referentielle Illusionen aufbauen und wieder zerstören. Dabei können typische Handlungsmuster ausgemacht werden, die sich mit der Diag-

nose und der Bewältigung moderner Zeichenkrisen befassen. Lebenskrisen der Protagonisten werden vielfach auf Referenzverluste zurückgeführt (Gottfried Keller). Entsprechende Erzählverläufe gestalten sich als semiotische Kuren, um die in referentielle Illusionen verwickelten Protagonisten nach einer katastrophalen Wende auf den Boden der „Tatsachen“ zurückzuholen. Heilungs- und Besserungsgeschichten erzählen von den Folgen, die ein Referenzverlust für den Protagonisten wie für ein mitverantwortliches Gemeinwesen mit sich bringt, und knüpfen Fortbestand und Stabilität der sozialen, aber auch der ökonomischen Ordnung an die erfolgreiche Wiedervereinigung von Signifikant und Signifikat. Ein weiteres Forschungsgebiet öffnet sich, wenn man den Blick auf das frühe 20. Jahrhundert richtet. Hier wäre nach der Rolle des Faktischen vor allem im Zusammenhang mit Ästhetiken der Montage zu fragen, die – gleichsam undramatisch und von Pathosformeln unbeeindruckt – Wirklichkeitsfragmente und Fundstücke in das literarische Zeichenhandeln einbeziehen. Dabei scheint es sich um künstlerische Praktiken zu handeln, die der Ausgrenzung und Dämonisierung des Realen entgegengesetzt werden. Sie legen den Akzent vielmehr auf das Reale des Materials, auf das Unverarbeitete und Vorgefundene, das vermehrt und in nur partiell kontrollierter Form in den literarischen Produktionsprozess eindringt und semiotische Steuerungen außer Kraft setzt. Besondere Aufmerksamkeit sollte hier den avantgardistischen Verfahren und Praktiken des Findens, des Sammelns, des Wählens, des Ordnen und der Zurichtung und der Einpassung geschenkt werden, die den direkten und alltäglichen Kontakt mit dem Realen des Materials erfordern. In diesem Zusammenhang lassen sich die literarischen Auswirkungen dessen analysieren, was Lorraine Daston als „Tatsachenpraxis“ bezeichnet hat: die auf die Kontrolle kontingenter Materialströme gerichtete Fabrikation von Faktizität. Hier kehren in moderner Form die in der klassischen Rhetorik verankerten Praktiken der *Inventio* und *Dispositio* wieder.

Schließlich wäre eine dieser Tatsachenpraxis entgegengesetzte Tendenz auszumachen. Damit sind Einbruchs- und Auftrittslogiken eines nicht mehr konvertierbaren Realen gemeint, das nach seiner Entsorgung als Abfall wiederkehrt und in seiner abjektiven Insistenz die Bildung und Schließung auktorialer, sozialer, ästhetischer und politischer Ordnung bedroht. Wenn die Lebenswelt der Moderne mehr und mehr von Dingen überschwemmt wird, dann ist ‚Müll‘ der Aggregatzustand einer Dingsphäre, die ihre symbolische Codierung verliert, aus den Zeichensystemen heraustritt und doch nicht aufhört, gegenwärtig zu sein.

1.2.10 Vom Realen erzählen (A. Koschorke)

Zu den Grundproblemen der Narratologie gehört die Unterscheidung zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen. Wie Sprache und Gedankentätigkeit überhaupt ist das Erzählen zwar dazu fähig, eine Referenz auf Wirklichkeit aufzubauen, aber nicht daran gebunden. Erzählen als solches ist ontologisch indifferent, und wenn es auch gewisse Gattungsregeln für fiktionales Erzählen gibt, so existiert doch kein erfahrungsunabhängiges und zuverlässiges Merkmal, um einen faktuellen Text von einem fiktionalen zu unterscheiden. Das hat bekanntlich das Erzählen in Misskredit gebracht und ihm den Makel der Lüge, mindestens aber – seit der Frühen Neuzeit – der Unwissenschaftlichkeit eingetragen. Gleichwohl stellt das Erzählen eine universelle soziale Praxis dar, so dass sich die Frage nach der Funktionalität seiner ontologischen Defizienz stellt. Worin besteht der kulturelle Gewinn der gelösten Referenzbindung des Erzählens? Eine Antwort zeichnet sich ab, wenn man die sozialen Leistungen des Erzählens ins Auge fasst, insofern sie im Aushandeln von Bedeutung bestehen. Mit den Worten B. Czarniawskas: „the power of the story does not depend on its connection to the world outside the story but on its openness for negotiating meaning. [...] As narratives explaining deviations are socially sensitive, a form of story whose power does not reside in the difference between fact and fiction is convenient for such sensitive negotiations.“ Man muss Erzählungen folglich in einem doppelten Kraftfeld von Sach und Sozialdi-

mension situieren, und diese beiden Dimensionen sind niemals deckungsgleich (s.o., Abschnitt 3.1.5). Das Erzählen lässt sich einerseits in den Dienst einer strikten Kopplung an Realitätsreferenz stellen, angefangen vom Niveau punktueller deiktischer Gesten bis hin zu komplexen Rekonstruktionen etwa von Tathergängen, die verifiziert bzw. falsifiziert werden können. Es lässt sich also, mindestens in einem bestimmten Ausschnitt (der seinerseits Teil des Arrangements ist und durch narrative und/oder institutionelle Vorkehrungen eigens markiert wird), auf die Wahrheitsfrage hin konditionieren, etwa vor Gericht. Unter diesem Aspekt tritt seine Eigenmedialität, seine imaginative und rhetorische Verfasstheit zurück und wird allenfalls als Geltungsgrenze oder Störfaktor merklich.

In solchen Fällen schiebt sich die Sachdimension des Erzählens in den Vordergrund. Aber das Erzählen findet andererseits immer auch in der Sozialdimension statt, selbst wo das verleugnet wird oder latent bleibt; es ist immer auch die Aktivität und das Produkt eines Erzählers, der sich an ein – anwesendes oder abwesendes; faktisches oder imaginiertes – Publikum wendet. Es bewegt sich also in der Sphäre sozialer Interaktion, und sobald man diese Seite akzentuiert, wird die Referenzbindung des Erzählens gelockert; der Blick wandert vom faktischen Gehalt des Erzählten (oder von seiner Referenzsuggestion) auf die Person des Erzählers, seine Absichten und Interessen, die äußeren Umstände des Erzählaktes und die Aufmerksamkeitsökonomie des Publikums.

Erzählen ist eine sprachlich elaborierte Form sozialen Verhandeln. Verhandelt werden kann nur, wenn die Positionen der Verhandlungspartner beweglich und relativ sind. Das heißt, dass im Moment der Verhandlung die Wahrheitsfrage bzw. der Referenzbezug (vorübergehend) relativiert werden müssen. Wer den Prozess der Verhandlung um jeden Preis in Gang halten will, muss notfalls ein Faktum umdeuten oder leugnen. In diesem Fall stabilisiert sich die Sozialdimension des Erzählens auf Kosten der Sachdimension. Umgekehrt ist es möglich, die Mehrstimmigkeit von Erzählmöglichkeiten durch Fokussierung auf das Faktische zu begrenzen. (Auch dieser Akt kann indessen in der Sozialdimension interpretiert werden: Wer sich im Besitz der faktischen Wahrheit glaubt, usurpiert eine Position, die andere von der Verhandlung ausschließt und damit den Prozess des kollektiven Aushandelns beendet.) Zwischen beiden Imperativen – dem Imperativ der Sache, dem Imperativ der Verhandlung und des angestrebten sozialen Ausgleichs – gibt es unzählige Kombinationen. Es mag Fälle geben, wo sie sich wechselseitig verstärken; aber häufiger werden sie sich in einem schwach definierten Feld des Dritten treffen und ihre Energien wechselseitig umpolen.

Generell wird gelten, dass das Erzählen seine sozialintegrative Funktion in dem Maß wahrnehmen kann, in dem es seine Referenzbindung abschwächt, um empfänglich für situative Umstände, Machtverhältnisse und Interessen, für pragmatische und performative Aspekte, für Abweichungen und Koalitionen zu sein. Auf diese Weise lässt sich der Entstehungsgang kollektiver Mythen erklären; zugleich wird daraus ersichtlich, warum gerade in semantischen Konfliktzonen zu Strategien der Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit, ja der Derealisierung (etwa durch Einsetzung leerer Signifikanten an strittigen Positionen) gegriffen wird. Daraus lässt sich die allgemeine Hypothese ableiten, dass Gesellschaften ihr inneres Konfliktpotential dadurch zu bändigen suchen, dass sie den Abstand zwischen dem Realen und seiner jeweiligen sozialen Codierung beweglich halten.

Damit wäre ein grobes Schema skizziert, um die Frage nach dem Realen in ein kultursemiotisches bzw. kulturtheoretisches Forschungsdesign einzubetten. Die Erzähltheorie kann in diesem Zusammenhang als Brücke dienen, um mit den Methoden literaturwissenschaftlicher Analyse Phänomene der kulturellen Poiesis im weiteren Sinn ins Auge zu fassen.